

DANTONS TOD

Schauspiel von Georg Büchner
ab 15 Jahren



**»Es ist Zeit, dass die Gleichheit ihre Sense über alle Köpfe gehen lässt.
Es ist Zeit, die Verschwörer in Schrecken zu versetzen. Wohlan, ihr Gesetzgeber,
setzt den Terror auf die Tagesordnung!«**

Theater der Altmark
Landestheater Sachsen-Anhalt Nord

Theaterpädagogisches Begleitmaterial für Lehrkräfte

theaterpaedagogik@tda-stendal.de
www.tda-stendal.de

Inhalt

Kapitel 1: Zum Stück	2
1. Die Figuren der Vorlage	3
2. Der Autor Georg Büchner	3
2.1 Briefwechsel Georg Büchners	4
3. Die Regisseurin Johanna Schall	7
3.1 Interview mit der Regisseurin Johanna Schall	7
4. Interview mit der Bühnen- und Kostümbildnerin Sofia Mazzoni	8
Kapitel 2: Hintergrundinformationen	11
1. Frankreichs erste Verfassung	11
2. Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte vom 26. August 1789	13
3. Der Vordenker der Französischen Revolution	16
3.1 Freiheit, Verantwortung, direkte Demokratie: Zur Relevanz von Rousseau heute	17
4. Die historische Figur Danton	18
5. Zur politischen Theorie des Feminismus: Die Deklaration der Rechte der Frau	20
5.1 Die Frauenfeindlichkeit der Aufklärung	20
6. Weiterführende Texte	22
6.1 Vom Gesellschaftsvertrag	22
6.2 Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden – Heinrich von Kleist	23
6.3 Revolution und Freiheit	24
6.4 Vortrag von Albert Camus an der Columbia University in New York	27
6.5 Occupy Wallstreet - Spontaneität und Organisation	28
Kapitel 3: Theaterpädagogische Impulse	29
1. Beobachtungen und Ideen	29
2. Übungen zur Wahrnehmung	30
3. Szenische Übungen zu Zitaten	32
3.1 Zitate	32
Quellenangaben	34
Impressum	34

→ Gendern

Geschlechtsidentitäten sind zahlreich und obendrein stets im Wandel – wir spielen das durch! Die Kennzeichnung weiblich/männlich/divers (wmd) verwenden wir in der ganzen Vielfalt ihrer möglichen Variationen. (Spielzeitheft TdA Stendal, 24/25)

Sämtliche Artikel dieser Materialmappe erscheinen in gekürzter Form. Die Kürzungen sind nicht kenntlich gemacht.

KAPITEL 1: ZUM STÜCK

Dantons Tod

Drama von Georg Büchner

Georges Danton / Bürger Oscar Seyfert

Maximilien Robespierre / Bürger Susan Ihlenfeld

St. Just / Julie Siri Wiedenbusch

Hérault-Séchelles / Marion / Bürger Paul Worms

Camille Desmoulins / Bürger Fynn Zinapold

Lucile Desmoulins / Simons Weib / Bürgerin Josephine Behrens

Thomas Payne / Simon Matthias Hinz

Regie Johanna Schall

Ausstattung Sofia Mazzoni

Komposition Niclas Ramdohr

Dramaturgie Roman Kupisch

Regieassistent Miroslaw Antosik

Hospitantz / Soufflage Klara Stolze

Hospitantz / Produktionsassistent Mikael Below

Inspizienz Miroslaw Antosik

Ausstattungsassistent Robin Polifka

Maske Kathleen Schapals (Leitung)

Requisite Justin Harwardt, Eva Wortmann

Ankleiderinnen Larysa Beier, Maria Quade

Technischer Direktor NN

Theatermeister Steffen Nodurft

Beleuchtungsmeister Ronald Gehr

Beleuchtungseinrichtung Christian Beye, Jörg Wendt Toralf Zaeske

Tonmeister Enrico Stephan (Vertretung)

Toneinrichtung Bernd Elsholz, Enrico Stephan

Werkstattleitung Steffen Poitz

Kostümwerkstattleitung Kirstin Versümer

Leiter des Malsaals Ulrich Diezmann

Bühnentechnik: Michael Briest, Sebastian Franz, Marcel Jatzek, Christian Köppe, Ralf Thalig

Premiere 1.3.2025 / Hinterbühne

Dauer der Vorstellung ca. 2 Stunden 15 Minuten mit Pause

1. Die Figuren der Vorlage

Sind in Georg Büchners Stück ursprünglich über 50 Figuren eingeschrieben, konzentriert sich die gekürzte Fassung von Johanna Schall auf folgende Figuren:

Deputierte des Nationalkonvents:

Georges Jacques Danton – geboren am 26. Oktober 1759; guillotiniert am 5. April 1794

Camille Desmoulins – geboren am 2. März 1760; guillotiniert am 5. April 1794

Marie-Jean Héroult de Séchelles – geboren am 15. November 1759; guillotiniert am 5. April 1794

Thomas Payne – geboren am 29. Januar 1736; gestorben am 8. Juni 1809 in New York

Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses:

Maximilien Robespierre – geboren am 6. Mai 1758; guillotiniert am 28. Juli 1794

Louis-Antoine-Léon de Saint-Just de Richebourg – geboren am 25. August 1767; guillotiniert am 28. Juli 1794

Die Clowns:

Simon, Souffleur

Simons Weib

Bürger

Die Frauen:

Marion

Julie, Gattin Dantons – im Stück stirbt sie durch Freitod im April 1794 (real starb sie erst 1856)

Lucile, Gattin des Camille Desmoulins – geboren am 18. Januar 1770; guillotiniert am 13. April 1794

Das Stück spielt in Paris in den Tagen vor dem 5. April 1794, den Tagen der Schreckensherrschaft, in welche die Revolution mündete.

2. Der Autor Georg Büchner

* 17.10.1813 in Goddelau, † 19.02.1837 in Zürich

Georg Büchner gilt bis heute als einer der wirkmächtigsten politischen Schriftsteller des Vormärz. Trotz oder gerade wegen seines frühen Todes erreichten seine Schriften »Der hessische Landbote«, aber auch »Dantons Tod« und »Woyzeck« deutschlandweit enormen Absatz.

Bereits während seiner Schulzeit gehörte Georg Büchner zu einem Club literarisch-politisch interessierter Jugendlicher. Durch seine humanistische Ausbildung, aber auch durch die Ereignisse der französischen Julirevolution 1830 wurde er wie andere Altersgenossen in seiner Überzeugung bestärkt, dass jedem Bürger^{wmd} politische Teilhabe und Selbstbestimmung prinzipiell möglich sein sollten. Als er in die Fußstapfen seines Vaters trat und 1831 ebenfalls ein Medizinstudium in Straßburg begann, kam er weiter in Berührung mit demokratischen Ideen, die damals noch als radikal galten.

Nach seinem Studienwechsel nach Gießen lernte Büchner Friedrich Ludwig Weidig kennen, einen Publizisten demokratischer Schriften, der ihm die Veröffentlichung der anonymen Flugschrift »Der Hessische Landbote« ermöglichte. Die Schrift provozierte bald eine Verfolgung der Autoren und Herausgeber durch die Behörden, da Büchner die unteren ländlichen Schichten von Handwerkern und Bauern gegen die herrschenden Eliten zu mobilisieren suchte – mit dem Aufruf »Friede den Hütten! Krieg den Palästen!«. Mit Weidig gründete Büchner zudem eine Gesellschaft für Menschenrechte. All diese Aktionen führten schließlich zu einer Verhaftungs- und Anklagewelle, der Büchner durch Flucht nach Straßburg entgehen konnte. Hier wandte er sich merklich vom politischen Geschehen ab, vielleicht auch um eine Universitätskarriere anzustreben, die ihm 1836 mit einer Professur in Zürich gelang. Doch schon wenige Monate nach seiner Ankunft in Zürich starb Büchner an Typhus.

2.1 Briefwechsel Georg Büchners (Auszüge)

An Johann David Sauerländer, 21. Februar 1835, aus Darmstadt nach Frankfurt am Main

Gehrtester Herr!

Ich gebe mir die Ehre Ihnen mit diesen Zeilen ein Manuscript zu überschicken. Es ist ein dramatischer Versuch und behandelt einen Stoff der neueren Geschichte. Sollten Sie geneigt sein das Verlag desselben zu übernehmen, so ersuche ich Sie mich so bald als möglich davon zu benachrichtigen, im entgegengesetzten Falle aber das Manuscript an die Heyerische Buchhandlung dahier zurückgehn zu lassen.

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie dem Herrn Karl Guzkow den beigeschloßnen Brief überschicken und ihm das Drama zur Einsicht mitteilen wollten.

Haben Sie die Güte eine etwaige Antwort in einer Couverte mit der Adresse: an Frau Regierungsrat Reuss zu Darmstadt, an mich gelangen zu lassen. Verschiedne Umstände lassen mich dringend wünschen, daß dies in möglichster Kürze der Fall sei.

Hochachtungsvoll verbleibe ich

Ihr ergebenster Diener G Büchner.

An Karl Gutzkow, 21. Februar 1835, aus Darmstadt nach Frankfurt am Main

Mein Herr!

Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigne Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmann von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich totschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich.

Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Notanker zu machen, um ihn von dem Wrack dieser Welt in das Wasser zu werfen und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Türe aufreiß, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Allmosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuscript so schnell als möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte, dem Herrn S(auerländer) zu empfehlen, und sogleich zu antworten.

Über das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwingen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urteil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich, zu motivieren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber rot zu werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolgs können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern.

G. Büchner

Von Karl Gutzkow, 25. Februar 1835, aus Frankfurt am Main nach Darmstadt

Verehrtester Herr!

In aller Eile einige Worte! Ihr Drama gefällt mir sehr, und ich werde es Sauerl. empfehlen: nur sind theatrale Sachen für Verleger keine lockende Artikel. Deshalb müßten Sie bescheidene Honorarforderungen machen.

Wenn diese vorläufige Anzeige dazu dienen könnte, Ihren Mut wieder etwas aufzurichten, so würd' es mich freuen. In einigen Tagen mehr!

Ihr ergebenster K. Gutzkow

Von Karl Gutzkow, 28. Februar 1835, aus Frankfurt am Main nach Darmstadt

Verehrtester;

Sie hätten mir schreiben sollen, was Ihre Forderung in betreff Danton's ist. Viel, (am wenigsten aber das, was Ihre Dichtung wert ist,) kann Sauerländer nicht geben. Es ist für ihn ein harter Entschluß, das Mscr [Manuscript] zu drucken; denn wie günstig die Kritik urteilen mag, so ist doch mit dem Absatz dramatischer Sachen bei dem gegenwärtigen Publikum die größte Not. Kaum, daß sich das Papier herausschlägt. Ich weiß das. Das sind keine Redensarten.

Rechnen Sie das Notdürftigste, was Sie im Augenblick brauchen, zusammen, resignieren Sie auf jede glänzende Erwartung und suchen Sie sich durch weitere Arbeiten etwa für den Phönix, zu dem ich Sie einlade, sich einige wiederkehrende Einkünfte zu verschaffen.

Ihrer Angabe seh' ich also demnächst entgegen.

Ihr ergebenster K. Gutzkow

Von Karl Gutzkow, 3. März 1835

Aus Frankfurt am Main nach Darmstadt

Verehrtester!

10 Friedrichsd'or will Ihnen Sauerländer geben unter der Bedingung, daß er mehres aus dem Drama für den Phönix benutzen darf, und daß Sie sich bereitwillig finden lassen, die Quecksilberblumen Ihrer Phantasie, und Alles, was zu offenbar in die Frankfurter Brunnengasse und die Berlinische Königsmauer ablenkt, halb und halb zu kastrieren. Mir freilich ist das so ganz recht, wie Sie es gegeben haben; aber Sauerl. ist ein Familienvater, der 7 rechtmäßige Kinder im Ehebett gezeugt hat, und dem ich schon mit meinen Zweideutigkeiten ein Alp bin: wieviel mehr Sie mit Ihren ganz grellen und nur auf Eines bezüglichen Eindeutigkeiten! Also dies ist sehr notwendig.

Nun scheint es aber, als hätten Sie große Eile. Wo wollen Sie hin? brennt es Ihnen wirklich an den Sohlen? Ich kann Alles hören, nur nicht, daß Sie nach Amerika gehen. Sie müssen sich in der Nähe halten, (Schweiz, Frankr.) wo Sie Ihre herrlichen Gaben in die deutsche Literatur hineinflechten können; denn Ihr Danton verrät einen tiefen Fond, in den viel hineingeht, und viel heraus, und das sollten Sie ernstlich bedenken. Solche versteckte Genies, wie Sie, kommen mir grade recht; denn ich möchte, daß meine Prophezeiung für die Zukunft nicht ohne Belege bliebe, und Sie haben ganz das Zeug dazu, mitzumachen. Ich hoffe, daß Sie mir hierauf keine Antwort schuldig bleiben.

Wollen Sie Folgendes: Ich komme zu Ihnen hinüber nach Darmstadt, bring' Ihnen das Geld und fange mit Ihnen gemeinschaftlich an, aus Ihre(m Dan)ton die Veneria herauszutreiben nicht durch Metall, sondern linde, durch Vegetabilien und etwas sentimentale Tisane. Es ist verflucht, aber es geht nicht anders, und ich vergebe Ihnen nicht, daß Sie mich bei dieser Dollmetscherei und Vermittlersch(a)ft zwingen, die Partie der Prüderie zu führen. Können Sie sich aber noch halten in Darmstadt, so bekommen Sie das Geld und Msript [Manuscript] durch Heyer, worauf Sie aber letztes unfehlbar einen Tag später wieder abliefern müssen.

Ihr Gutzkow.

An Karl Gutzkow, nach dem 19. März 1835, aus Straßburg nach Frankfurt am Main

Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten geteilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältnis zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitgöttin und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden.





3. Die Regisseurin Johanna Schall

Johanna Schall wurde in Berlin geboren und begann dort am Deutschen Theater als Elevation ihre Theaterausbildung (Mentor: Alexander Lang). 1982 absolvierte sie ihre Schauspielprüfung an der Schauspielerschule »Ernst Busch« Berlin. Im Anschluss daran erhielt sie ihr erstes festes Engagement als Schauspielerin am Kleist-Theater in Frankfurt/Oder. Von 1982 bis 1997 war sie Ensemblemitglied des Deutschen Theaters Berlin, wo sie u.a. mit den Regisseuren Alexander Lang, Heiner Müller, Frank Castorf, Katja Paryla, Michael Gruner und Thomas Langhoff zusammenarbeitete und 1992 mit ihrer ersten Regiearbeit, »Der Pelikan« von August Strindberg, debütierte.

Fortan arbeitete sie als Theaterregisseurin, u.a. am Schauspielhaus Leipzig, Theater Chemnitz, Deutschen Theater Berlin, Theater Bremen, Theater Augsburg und am Badischen Staatstheater Karlsruhe, sowie als Gastdozentin an verschiedenen Schauspielschulen in Berlin, Potsdam, Graz und Leipzig. Von 2002 bis 2007 war sie Schauspieldirektorin am Volkstheater Rostock. Nach einem zweijährigen Zwischenspiel als Gastprofessorin an der University of Toronto, arbeitet sie wieder als freischaffende Regisseurin und, gelegentlich als Autorin, Schauspielerin und Dozentin.

»Dantons Tod« ist nach »Das große Heft« Johanna Schalls zweite Inszenierung am Theater der Altmark.

3.1 Interview mit der Regisseurin Johanna Schall

Wir hatten dich gebeten bei uns »Dantons Tod« zu inszenieren, warum hast du ja, gesagt, was hat dich an dem Stück gereizt?

Erstens war das meine erste Rolle am Theater, Lucille habe ich zehn Jahre lang gespielt unter sehr anderen Bedingungen also noch in der DDR. Zweitens Ich liebe diese Sprache, den Dichter sowieso! Man könnte ja heulen, bei Kleist und Büchner, dass die beide so früh aufhören mussten zu schreiben. Und dann interessiert es mich natürlich auch weil es, abgesehen von den konkreten Bezügen auf die Französische Revolution, Abläufe, Mechanismen und politische Methoden auf eine Weise zeigt, die einen einfach nur fassungslos macht, wenn man schaut wie das heute alles stattfindet. Diese Aktualität merke ich auch an der Art wie die Schauspieler damit umgehen und wie viel wir bei den Proben über Politik reden.

Wo siehst du denn die augenfälligsten Parallelen zwischen damals und heute?

Wie schnell unterschiedliche Ideen zu unterschiedlichen Ideologien werden und es dann nur noch um Destruktion geht und nicht mehr darum, mit verschiedenen Ideen an realen Problemen zu arbeiten oder an Veränderungen, sondern es nur darum, den Gegner zu zerstören. Man braucht ja bloß morgens den Computer anzumachen und fühlt sich in ein irrsinniges Schauspiel versetzt. Wenn man davon ausgeht, dass keiner der Beteiligten an der Französischen Revolution rein böse Absichten hegte, sondern alle in die Revolution eingestiegen sind, mit dem Vorsatz etwas zu verbessern, dann ist das schon erstaunlich, wie schnell sie sich gegenseitig abgemetzelt haben. Das scheint etwas zu sein, das allen Revolutionen zu eigen ist, dass sie mit einem großartigen Impetus anfangen und sich dann in internen Kämpfen zerreiben. Und wenn wir das, was jetzt gerade in den USA stattfindet auch eine Revolution nennen wollen, ob's nach vorne oder nach hinten geht, werden wir noch sehen, dann wird es spannend sein zu sehen, welche innerparteilichen Kämpfe da vielleicht ganz bald ausbrechen.

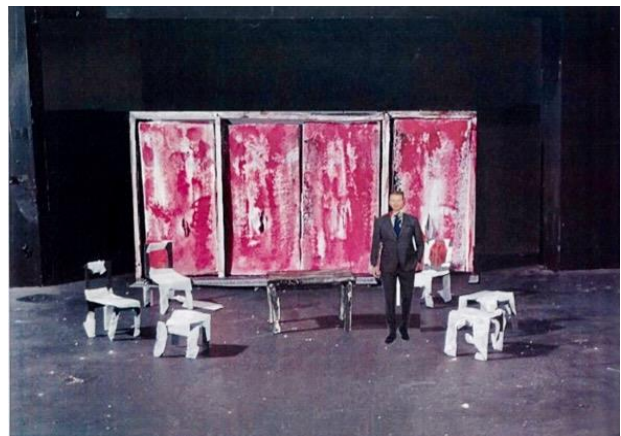
Als Büchner Dantons Tod geschrieben hat, war er noch ganz jung, gerade Anfang Zwanzig, an welcher Stelle merk man das dem Stück an?

Ganz stark bei den Frauenfiguren. Die kommen einem vor wie aus einem Kleine-Jungs-Traum von Frauen. Die sind wie so Miniaturen dazwischengesetzt. Die haben schöne Wörter, aber sind sehr eindimensional und in allem was sie tun immer nur auf Männer bezogen. Abgesehen davon bin ich sehr erstaunt, über die Reife des Stücks. Es ist ja in erster Linie ein Ideendrama, es wird nur mit Ideen gerungen und dafür finde ich es sehr erstaunlich, wie lebendig es ist. Die Figuren sind, trotz allem, sehr klar gezeichnet.

Warum sollten junge Leute das Stück unbedingt heute noch angucken?

Wie heißt das? Wenn du nicht zur Politik gehst, kommt die Politik zu dir.

(Bilder vom Modell des Bühnenbildes von Sophia Mazzoni)



4. Interview mit der Bühnen- und Kostümbildnerin Sofia Mazzoni

Was war für dich das Besondere an dem Stück, als du angefangen hast, dich damit zu beschäftigen?

Es war sehr schwer – muss ich ehrlich sagen, weil Büchner ist kein leichter Autor und da muss man sich ganz genau reinlesen. Und der Text ist ziemlich schwer auch zu verstehen - und für mich als nicht Deutsch-Muttersprachlerin umso mehr. Aber das gibt dann auch Anlass, parallel historische Materialien dazu zu lesen. Weil Büchner hat es nicht direkt nach der Revolution geschrieben, sondern mit Abstand. Er wollte eine mehr oder weniger wissenschaftliche Untersuchung machen, was da alles in der Französischen Revolution passiert war, was den Terror ausmachte. War das gut? War das nicht gut? Er nimmt auch wirklich keine wahre Stellung dazu ein, ob er das verurteilt oder nicht, sondern berichtet nur das Schicksal von Danton, von einem der Träger der Französischen Revolution.

Und an seinem Beispiel zeigt er die Schicksal-Kurven, die er in dieser Zeit durchlebte. Und für mich war das ein Anlass zu überlegen, wie übersetze ich das ins Moderne. Darüber haben die Regisseurin und ich uns unterhalten. Sie hat mir von ihrer DDR-Herkunft erzählt, wie sie 1989 den Mauerfall erlebt hat. Und ich habe ihr erzählt, wie ich die Perestroika in Russland durchlebt habe und wieviel Terror es dort gab und wie sich die ganzen Änderungen auswirkten.

Wie ist das passiert? Durch Massenmedien, durch Gerüchte, auch durch Terror und sogenannte Regellosigkeit. Und es gab eine Zeit so während 5-6 Jahren, in der wirklich Kriminalität ohne Ende herrschte und es gab nichts woran man sich halten konnte. Die Polizeistellen in Russland haben da keinen Schutz mehr geboten, weil sie entweder selbst Schutz benötigten oder korrupt wurden. Und man wusste nicht, woran man sich halten kann. Das hab ich immer noch ziemlich frisch in Erinnerung. Ich war damals 15/16 Jahre alt, aber es hat mich schon beeindruckt. Ich glaube es gibt keinen Menschen in Russland, an dem das leicht vorbei gegangen ist. Und für mich hat es da so eine Gehirnwäsche, die aus den Medien kam, gegeben. Ein Schwall an Informationen: »Was ist jetzt neu?« All die Slogans, die von den Politikern^{wmd} in die Luft geschleudert wurden und so weiter. Das hat mich so vollgestopft. Man hatte das Gefühl: »Ich will das gar nicht mehr hören. Ich will, dass es einfach besser wird.« Und irgendwie: »Ich will in Ruhe leben. Ich denke nur an den nächsten Tag, wo kann ich was zu essen herbekommen - fertig.«

Und diese Informationsflut war für mich wichtig in dem Stück: Wie zeigt man das? Ich nehme manchmal Themen als Anlässe, um dazu moderne Installationen anzuschauen. Es gibt so ein Kunstgenre, in dem man Skulpturen aus den Objekten baut, was sehr interessant sein kann. Und ich hab dann ein Bild gefunden, wo eine Tafel beziehungsweise ein Tor voll und voll mit Papierblättern bedeckt war, angetackerten Papierblättern. Und dann habe ich mir vorgestellt, das wäre für mich der Inbegriff an Masse. Und wenn die Blätter noch mit dem Text bestückt wären, wäre es eine Masse an Text und Informationen. Das war für mich die Masse an Befehlen, die in kurzer Zeit – vor allem bei politischen Machtwechseln – passieren und die den Menschen überhäufen, sodass man da drunter praktisch erstickt. Das fand die Regisseurin als Idee sehr schön. Dann sind noch die Themen Blut und Mord dazugekommen, weil es bei der Französischen Revolution, wie bei jeder Revolution, natürlich auch um Terror geht. Und dann die Zusammenmischung von den nüchternen Befehlen auf Papier und der lebendigen Qual der Menschen, die durch Spritzer auf dem Papier, durch Blutspritzer zu sehen sind.

Die Nüchternheit und Zeitlosigkeit des Bühnenbildes - hast du das zusammen mit der Regisseurin entwickelt?

Natürlich. Ja, sie hat es gleich von Anfang an zeitlos machen wollen. Das heißt auch, in einem bestimmten Grad der Abstraktion. Wie beim Text - wenn man den so pur lässt, wirkt er teilweise unverständlich für die jungen Leute. Aber das Stück ist ja für junges Publikum gedacht. Doch da gibt es Sätze, die man heutzutage gar nicht mehr versteht. Deswegen muss man das nicht noch schlimmer machen, indem man die Geschichte eins zu eins in historischem Rahmen zeigt. Vielleicht wäre das auch interessant, aber sie wollte es nicht. Das Stück hat auch sehr viele Rollen. Wie bei Shakespeare, da gibt es auch manchmal so dreißig Rollen im Stück. Wir haben aber nur sieben Schauspieler^{wmd}, die alle Rollen in »Dantons Tod« spielen, auch das Volk auf den Straßen, das an der Revolution teilnimmt oder den Tod von Danton fordert.

Das ist das Spiel, sie spielen Masse, aber auch einzelne klar zugeordnete Rollen. Und dabei verstecken sie sich nicht. Sie steigen offen sichtbar, nur durch ihr Spiel und kleine Kostüm- oder Requisitenelemente in eine andere Rolle - plus natürlich Licht. Das verengt und verkleinert Räume und lässt andere Farben rein. Und ich bin gespannt, ob es beim Publikum ankommt, aber ich glaube schon. Es wird modern übersetzt und modern gespielt, der Text aber bleibt so wie er ist. Und das ist eine schöne Mischung, finde ich.

Warum die Hinterbühne als Spielort?

Also ich finde, große Tragödien - und das ist eine menschliche Tragödie, die im Stück passiert - sollte man ganz nah durchleben. Solche nachdenklichen Stücke sind gut, hautnah erlebt zu werden, weil diese Katharis, die dort stattfindet, oder die kleinen Apokalypsen könnte man auch sagen, braucht man im Stück. Das ist sozusagen ein Durchdenken, eine Befreiung - man erlebt das im Alltag nicht sehr oft.

Damit es richtig ankommt, muss es so nah wie möglich passieren. Die Spieler^{wmd} befinden sich auf der gleichen Ebene, zwischen drei Zuschauergruppen wie in einer Arena und sind Teil dieser Gesellschaft, die sich zum Zuschauen versammelt hat. Der Raum bietet auch Intimität. Das Stück bespricht zwar große Themen, die wichtig sind, aber das muss man nicht laut schreien oder so, das wäre gedoppelt, eine Tautologie. Die großen Themen, die an intimen Orten besprochen werden – je leiser das gesprochen wird, desto echter wirkt es.

Was kannst du uns zu den Kostümen sagen?

Das ist noch eine andere Seite des Geschehens. Am Anfang dachten wir darüber nach, sie modern zu machen - in Anzügen, Krawatten usw., also einem sogenannten Grundkostüm. Im Gegensatz dazu sind Figuren, die die Spieler^{wmd} spielen, mit historischen Elementen vom Ende des 18.Jh. versetzt. Und dann wollte die Regisseurin die Normalität brechen und meinte, das müssen auch kaputte Figuren sein, komische Figuren. Weil man sie sonst zu ernst nimmt. Dann hat sie mir den Wink gegeben, in die Zirkuswelt einzutauchen, als ob die Clowns seriöse Menschen spielen würden. Das war total schwer, obwohl ich auch eine Weile in Russland im Zirkus gearbeitet hatte. Wie erschaffe ich eine komische Figur? Das ist sehr schwer. Dass sie nicht lächerlich wirkt, dass man sie ernst nimmt, und trotzdem ist etwas merkwürdig an ihr. Das war ein Monat Kampf und fünf Anproben für jeden Spieler^{wmd}. Und die Schauspieler^{wmd} haben das alles mitgemacht und mitentwickelt. Hemd, Hose und Sakko - daraus musste ein Clownskostüm entstehen. Und die Gesichter werden auch verfremdet, sodass sich alle hinter ihrer Clownsmaske verstecken können. Ich bin selbst gespannt, wie das Ganze zusammen wirkt.

Warum hast du dich für deinen Beruf entschieden? Was macht dein Beruf für dich aus?

Es klingt wahrscheinlich naiv und klischeehaft, aber ich habe mich ins Theater mit 13 Jahren verliebt, als ich einmal zum Ballett, zum Nussknacker von Tschaikowski, gegangen bin. Dann musste ich in meiner Schule eine Abschluss-Vorstellung machen und habe im Theater im Kostümfundus Kostüme ausgeliehen. Und ich wollte da nicht weggehen. Ich dachte, ich will hierbleiben. Das ist bis jetzt das Gefühl, ich bin zu Hause da. Ich kann mir nicht vorstellen, etwas anderes zu machen. Ich liebe das nach wie vor, nach 30 Jahren immer noch und ich finde, es ist der tollste Beruf der Welt.



Eine kolorierte Lithographie zeigt den den Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789.



Das Ölgemälde von Jean-Baptiste Lallemand zeigt den Ballhauschwur in Versailles am 20. Juni 1789.

KAPITEL 2: HINTERGRUNDINFORMATIONEN

1. Frankreichs erste Verfassung

Im Jahr 1789 haben Missernten in Frankreich die wirtschaftliche Lage verschlechtert. Und auch um die Staatsfinanzen steht es angesichts der Beteiligung am Unabhängigkeitskrieg in Nordamerika schlecht. Überall im Land kommt es zu Unruhen, bis schließlich die Französische Revolution ausbricht. 1791 bekommt Frankreich erstmals eine Verfassung, die dem Volk Souveränität zuspricht.

20. Juni 1789: Ballhauschwur

Seit Anfang der 1780er Jahre steht Frankreich kurz vor dem Staatsbankrott. Ein vom Finanzminister Calonne vorgelegter Plan zur Sanierung der Staatsfinanzen im Jahre 1787 wird abgelehnt. Daraufhin fordern Angehörige aller Stände die Zusammenkunft der Generalstände. Um den drohenden Staatsbankrott zu vermeiden, ruft König Ludwig XVI. alle Vertreter des Adels, des Klerus und der restlichen Bevölkerung (3. Stand, bestehend aus Besitz- und Bildungsbürgertum sowie Bauern und Handwerkern) zusammen. Sie treffen sich im Mai 1789 in Versailles – erstmals wieder seit 1614.

Weil man sich nicht auf einen neuen Abstimmungsmodus einigen kann, scheitert dieses Treffen. Der dritte Stand beruft in der Folge eine eigene ein. Als ihre Abgeordneten im Juni nicht mehr in ihren Versammlungssaal gelassen werden, weichen sie kurzerhand in die Ballspielhalle des Königs aus. Dort schwören sie am 20. Juni, dass sie nicht mehr auseinandergehen werden, bis sie Frankreich eine Verfassung gegeben haben. Das Ereignis geht als »Ballhauschwur« (französisch: Serment du Jeu de Paume) in die Geschichte ein.

9. Juli 1789: Verfassunggebende Nationalversammlung trifft sich

Der König beugt sich den Forderungen des Dritten Standes und erkennt die Nationalversammlung an. Außerdem drängt er die Vertreter des Adels und des Klerus dazu, sich ihr wieder anzuschließen. Die Nationalversammlung kommt am 9. Juli zusammen und nennt sich von nun an die Verfassunggebende Nationalversammlung (Assemblée nationale constituante). Mit der Ausrufung der Nationalversammlung soll nicht mehr nach Ständen, sondern nach der tatsächlichen Zahl der Abgeordneten abgestimmt werden. Die Abgeordneten verstehen sich überdies nicht mehr als Teil des Ancien Régime.

Der König lässt das Militär um Paris herum zusammenkommen und entlässt den beim Volk beliebten Finanzminister Necker. Es folgen Proteste und Demonstration.

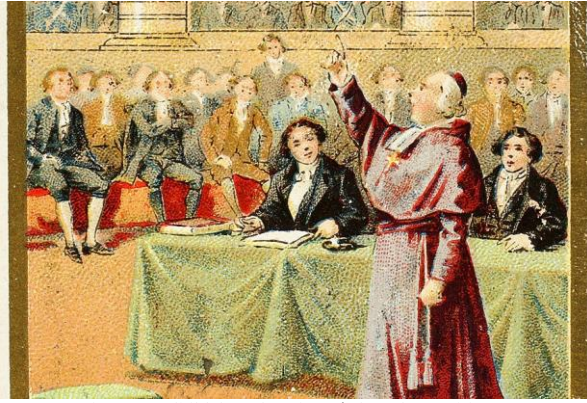
14. Juli 1789: Sturm auf die Bastille

Tausende aufgebrachte bewaffnete Pariser Bürgerinnen und Bürger, darunter auch sympathisierende Soldaten, stürmen die Bastille, ein berüchtigtes Gefängnis und Symbol der Tyrannei der französischen Monarchie. Während die Menge anfänglich noch Waffen und Munitionsvorräte fordert, eskaliert die Situation, nachdem auf die Menge geschossen wird und dabei mehrere Menschen sterben. Bei der darauffolgenden Belagerung und Erstürmung der Bastille sterben fast 100 Aufständische. Auch einige der Wachen und der Gouverneur de Launay werden ermordet und ihre Köpfe auf Lanzen zur Schau gestellt. Aus der Bastille werden die letzten sieben Gefangenen befreit. Der Tag gilt als Beginn der Französischen Revolution.

Ludwig XVI. lässt das Militär wieder abziehen und zeigt sich drei Tage später der Pariser Öffentlichkeit. Er erkennt die wenige Tage zuvor gegründete Nationalgarde an. In dieser trägt jeder Soldat eine rot-blaue Kokarde – als Symbol für die Farben von Paris. Zusammen mit der weißen Kokarde der Monarchie wurden daraus die Farben der Trikolore: blau, weiß, rot, als Nationalsymbol für die Entstehung eines neuen Frankreich. Auch in den anderen Städten und den französischen Provinzen erhebt sich das Volk. In zahlreichen Gemeinden übernehmen Volksvertretungen die Macht. Auf dem Land weigern sich Bauern, weitere Abgaben zu zahlen. Sie wollen das Feudalsystem abschaffen. Paris selbst bekommt eine provisorische Stadtregierung, die »Commune«, die eine Verfassung für die Hauptstadt ausarbeiten soll.



14. Juli 1789 Lafayette mit Kokarde vor Ludwig XVI.



Ein Sammelbildchen der Firma 'Chocolat Guérin-Boutron' zeigt die Debatte in der Assemblée Nationale am 9. Juli 1789.

4. August 1789: Opfernacht der Privilegierten

Die Verfassunggebende Nationalversammlung tagt bis spät in der Nacht und hebt sämtliche Privilegien des Adels und des Klerus auf. Auch das Feudalsystem wird abgeschafft. Die Bauern müssen keine Fron und keinen Kirchenzehnten mehr an den Adel und die Kirche zahlen. Da adelige und geistliche Vertreter der Nationalversammlung dem selbst zustimmen, geht das Treffen als »Opfernacht der Privilegierten« in die Geschichte ein.

In 17 Artikeln verabschiedet die Verfassunggebende Nationalversammlung eine Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Sie wird zwei Jahre später der ersten französischen Verfassung vorangestellt und beginnt mit den Worten »Les hommes naissent et demeurent libres et égaux en droits«: Die Menschen [Männer] sind und bleiben von Geburt an frei und gleich an Rechten. Vorbild ist die amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776.

Die Menschenrechtserklärung beruht auf dem Naturrecht und sichert vorerst nur den männlichen Bürgern das Recht auf Freiheit, Gleichheit, Sicherheit und auf Widerstand gegen Unterdrückung, auch freie Gedanken- und Meinungsfreiheit werden garantiert. Die Souveränität liegt nun beim Volk und nicht mehr beim König. Dieser erhält allerdings ein königliches Vetorecht auf Gesetzesvorschläge der Nationalversammlung.

Ludwig XVI. weigert sich zunächst, die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte anzuerkennen. Doch im Oktober zieht das Volk – es waren hauptsächlich Frauen – auch noch zum Schloss Versailles, dem Regierungssitz des Königs. Die Demonstrierenden wollen, dass der König die Lebensmittelversorgung verbessert. Von diesem Ereignis überrannt, erkennt er die Erklärung schließlich an.



Opfernacht der Privilegierten am 4. August 1789



26. August 1789: Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte

2. Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte vom 26. August 1789

Präambel

Die als Nationalversammlung eingesetzten Vertreter des französischen Volkes haben in der Erwägung, dass die Unkenntnis, das Vergessen oder Verachten der Menschenrechte die alleinigen Ursachen des öffentlichen Unglücks und der Korruption der Regierungen sind, beschlossen, in einer feierlichen Erklärung die natürlichen, unveräußerlichen und heiligen Rechte des Menschen darzulegen, damit diese Erklärung allen Mitgliedern der Gesellschaft stetig vor Augen steht, und sie unablässig an ihre Rechte und Pflichten erinnert; damit die Handlungen der legislativen und der exekutiven Gewalt zu jeder Zeit mit dem Zweck jeder politischen Einrichtung verglichen werden können und dadurch entsprechend geachtet werden; damit die Ansprüche der Bürger von heute an auf einfachen und unbestreitbaren Grundsätzen beruhen und immer auf die Erhaltung der Verfassung und das Glück aller hinzielen. Demzufolge anerkennt und erklärt die Nationalversammlung in Gegenwart und unter dem Schutz des Höchsten Wesens nachstehende Menschen- und Bürgerrechte.

Artikel I: Die Menschen sind und bleiben von Geburt an frei und gleich an Rechten. Soziale Unterschiede dürfen nur im allgemeinen Nutzen begründet sein.

Artikel II: Das Ziel einer jeden politischen Vereinigung besteht in der Erhaltung der natürlichen und unantastbaren Menschenrechte. Diese Rechte sind Freiheit, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung.

Artikel IV: Die Freiheit besteht darin, alles tun zu können, was dem anderen nicht schadet.

Artikel VI: Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Ob es schützt oder straft: es muss für alle gleich sein.

Artikel VII: Kein Mensch kann anders als in den gesetzlich verfügbaren Fällen und den vorgeschriebenen Formen angeklagt, verhaftet und gefangengenommen werden.

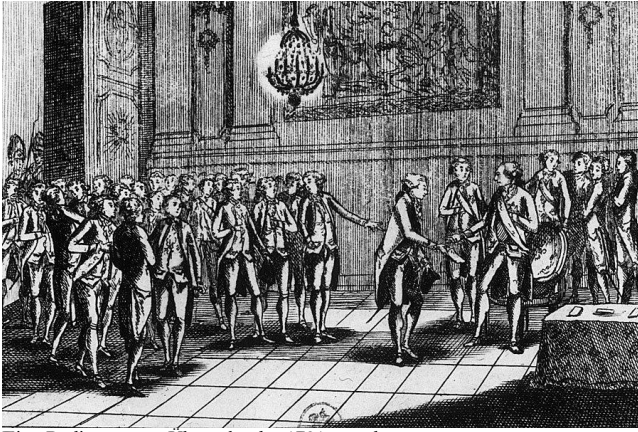
Artikel XI: Freie Gedanken- und Meinungsfreiheit ist eines der kostbarsten Menschenrechte.

Artikel XVII: Da das Eigentum ein unverletzliches und heiliges Recht ist, kann es niemandem genommen werden, außer im Falle öffentlicher Notwendigkeit unter der Bedingung einer gerechten und vorherigen Entschädigung.

3. September 1791: Frankreich bekommt eine Verfassung

1791 verabschiedet die Verfassunggebende Nationalversammlung Frankreichs erste Verfassung. Lange haben die Abgeordneten darüber diskutiert, ob die Verfassung eine Republik oder eine konstitutionelle Monarchie festschreiben sollte. Schließlich setzten sich die Anhänger eines Königreichs durch. Der Monarch bleibt Regent des Landes, aber er ist nur noch an der Spitze der Exekutive. Die Legislative wird von einer Volksvertretung übernommen.

Die Verfassung regelt außerdem die Trennung von Kirche und Staat sowie ein Zensuswahlrecht. Das bedeutet: Nur Männer über 25 Jahren mit einer Steuerleistung von mindestens drei Arbeitstagen (grob zwei Livres), dürfen wählen. Und auch die Abgeordneten werden nicht direkt, sondern über Wahlmänner gewählt, die eine noch höhere Steuerleistung vorweisen müssen. Insgesamt schließt das Zensuswahlrecht weite Teile der Bevölkerung aus.



Eine Radierung zur Übergabe der 1791 von der Nationalversammlung verabschiedeten Verfassung an Ludwig XVI.



Eine Farblithographie beschreibt den Sturm auf die Tuileries am 10. August 1792.

1. Oktober 1791: Gesetzgebende Nationalversammlung trifft sich

Die Gesetzgebende Nationalversammlung (*Assemblée Nationale Législative*) wird gewählt und tritt erstmals zusammen, und zwar im Reitstall des Tuileries-Schlusses. Sie ersetzt damit die Verfassungsgebende Nationalversammlung. Die Abgeordneten müssen vor allem eine Lösung für die Spaltung der Kirche durch Befürworter und Gegner der Revolution finden, das Land aus der Finanzkrise führen sowie die neue konstitutionelle Monarchie stabilisieren. Der König hat mittlerweile weiterhin an Rückhalt in der Bevölkerung verloren. Schon Ende Juni 1791 versuchte er aus Paris zu fliehen. Doch die Flucht misslang, in Begleitung der Nationalgarde musste er nach Paris zurückkehren.

10. August 1792: Sturm auf die Tuileries

In Paris werden die Forderungen immer lauter, den König abzusetzen; Kritik entzündet sich besonders an den königlichen Veto-Rechten sowie seinen Verbindungen ins Ausland.

Am 20. Juni 1792 dringt eine bewaffnete Menschenmenge in den Palast ein, um ihn zur Rücknahme eines Vetos zu zwingen, der König jedoch kann sie durch Aufsetzen der Jakobinermütze besänftigen. Die Lage verschärft sich weiter, als am 1. August 1792 ein Manifest bekannt wird, in dem Karl II. Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zur Unterwerfung französischer Truppen und Befreiung des Königs aufruft.

Am Morgen des 10. August stürmen Tausende unter der Führung französischer Arbeiter, den sogenannten Sansculotten, das Tuileries-Schloss, den Wohnsitz des Königs, und nehmen es ein. Im Kampf zwischen der Schweizer Garde, die den König bewachte, Nationalgarde, die auf beiden Seiten kämpfte, und der französischen Bevölkerung sterben auf beiden Seiten Hunderte Menschen. Der König, der bereits unter Hausarrest stand und bei der Gesetzgebenden Nationalversammlung an jenem Tag Schutz gesucht hatte, wird abgesetzt und mit seiner Familie ins Gefängnis im Temple gebracht. Die Gesetzgebende Nationalversammlung beschließt einen Tag später Neuwahlen und bestimmt, dass der gewählte Nationalkonvent als ihr Nachfolger eine neue Verfassung, dieses Mal für ein republikanisches Frankreich, ausarbeiten soll.

21. September 1792: Frankreich wird eine Republik

Der Anfang September – erstmals nach allgemeinem Wahlrecht statt Zensuswahlrecht – gewählte Nationalkonvent schafft die Monarchie ab und ruft die erste französische Republik aus. Gleichzeitig nehmen aber Gewalt und Terror zu. Frankreich befindet sich zu dieser Zeit mit zahlreichen europäischen Staaten im Krieg. Und auch im Land selbst brodelt es immer wieder. Erst Anfang September haben die Sansculotten beim Septembermassaker Gefängnisse vor allem in Paris gestürmt und mehr als 1.000 Gefangene getötet.

Aufgrund der Kriegssituation übernimmt der Nationalkonvent nun nicht nur die Legislative, sondern auch die Exekutive. Damit ist die Gewaltenteilung außer Kraft gesetzt.



21. Januar 1793: Hinrichtung Ludwig XVI. und Ausarbeitung einer neuen Verfassung

Nachdem Ludwig XVI. Mitte Januar zum Tode verurteilt wurde – wegen Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Anschlags gegen die allgemeine Sicherheit –, wird der König am 21. Januar mit der Guillotine öffentlich hingerichtet.

Der Prozess gegen ihn war im Dezember 1792 eröffnet worden. In einem Versteck in seinem Tuilerien-Schloss sind Dokumente mit gegenrevolutionären Absichten gefunden worden, die ihm zum Verhängnis werden sollten.

In den folgenden Monaten arbeitet der Nationalkonvent eine neue Verfassung für die Republik Frankreich aus. Sie wird allerdings nie in Kraft treten. Stattdessen haben ab Herbst 1793 Terror und Despotismus das Land im Griff: Die Schreckensherrschaft der Jakobiner beginnt und dauert bis zum Ende der ersten französischen Republik im November 1799 an.

3. Der Vordenker der Französischen Revolution

Er war ein unbestechlicher Beobachter seiner Zeit und hielt der Gesellschaft des Ancien Regime den Spiegel vor. Jean-Jacques Rousseaus Entwürfe einer besseren politischen Ordnung inspirierten die Revolutionäre von 1789. Am 28. Juni 1712 wurde er als Sohn eines Genfer Uhrmachers geboren.

»Seine Augen waren wie zwei Sterne, sein Genie strahlte in seinem Blick und elektrisierte mich. Als er mich verließ, blieb mir dasselbe Gefühl der Leere zurück, das man empfindet, wenn man aus einem Traum erwach«, schrieb ein Zeitgenosse über Jean-Jacques Rousseau, dessen charismatische Persönlichkeit viele in ihren Bann zog. Der am 28. Juni 1712 als Sohn eines Genfer Uhrmachers geborene Philosoph und Schriftsteller war Träumer, Freigeist, Universalgenie, Autodidakt und – als der einflussreichste Denker der anbrechenden Moderne – einer der schärfsten Kritiker der moralisch verkommenen Gesellschaft des Ancien Régime. Begonnen hatte das Leben des Wegbereiters der Französischen Revolution mit einem tragischen Verlust:

»Ich kostete meine Mutter das Leben, und meine Geburt war mein erstes Unglück« schreibt Rousseau in seiner Autobiografie. Von Krankheiten und Geldsorgen geplagt, von seinen Gegnern verfolgt und verfemt, führte der unbeugsame Citoyen de Genève ein unstetes Leben. Schon als Junge wehrte er sich gegen Machtmissbrauch, brach die Lehre bei einem Graveur, der ihn misshandelt hatte, ab und floh aus Genf. Nach ziellosen Wanderungen durch Savoyen fand er Unterkunft bei Madame de Warens im ostfranzösischen Annecy. Zehn Jahre lebte er im Hause der mütterlichen Freundin und Geliebten, dort entdeckte er die Literatur und Musik, schrieb und komponierte. Seine Oper »Le Devin du Village«, »Der Dorfwahrsager«, wurde 1752 am Hofe in Fontainebleau uraufgeführt.

Louis XV. war angetan und bot Rousseau eine Rente an – er schlug sie aus. Von adeligen Gönnern, gar dem König, abhängig zu sein, kam dem stolzen Genfer nicht in den Sinn. Im Unterschied zu seinem Zeitgenossen und Erzfeind, dem Großgrundbesitzer Voltaire, war für Rousseau Arbeit das zentrale Element des menschlichen Wesens. Noch im Alter verdiente er seinen Unterhalt durch das Kopieren von Noten. In Paris befreundete er sich mit dem Aufklärer Diderot, schrieb für dessen „Encyclopédie“ die Artikel über Musik. Redegewandt und hochgebildet, war er beliebt in den Pariser Salons. Berühmt wurde er mit seinem »Ersten Discours« 1751:

»Hat der Fortschritt der Wissenschaften und Künste zur Verbesserung der Sitten beigetragen?«,

lautete eine von der Akademie ausgeschriebene Preisfrage. Rousseaus preisgekrönte Antwort war ein klares Nein. Er hatte die negativen moralischen Auswirkungen der frühkapitalistischen Konkurrenzgesellschaft vor Augen. Mit seiner radikalen Analyse machte er sich viele Feinde, auch unter den Aufklärern. Er wollte nachweisen, dass der Mensch nicht von Natur aus schlecht ist, sondern erst durch eine ungerechte Gesellschaftsordnung verdorben wird. Ein revolutionärer Gedanke, weitergeführt im »Zweiten Diskurs« 1755:

»Der erste, welcher ein Stück Landes umzäunte, es sich in den Sinn kommen ließ zu sagen: ‚Dies ist mein‘, und einfältige Leute fand, die es ihm glaubten, der war der wahre Stifter der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Kriege, Morde, wie viel Elend und Gräuel hätte der dem Menschengeschlecht erspart, der die Pfähle herausgerissen hätte«, heißt es im Diskurs über Ursprung und Grundlagen der Ungleichheit.

»Der Ursprung der Ungleichheit liegt also beim Privateigentum, bei der Arbeitsteilung. Diese ganze Entwicklung wird aber vor allem dadurch verhängnisvoll, dass sie mit einer Veränderung in den Seelen der Menschen aufs engste verbunden ist.«

Nur eine gute Erziehung könne dies verhindern. In seinem bahnbrechenden Erziehungsbuch „Emile“ entwickelte Rousseau dazu ein pädagogisches Konzept; es erschien 1762 und wurde sofort ein Bestseller. Er war der Erste, der das Kind als eigenständige Person begriff, die Kindheit als wichtigen Lebensabschnitt. Im selben Jahr erschien sein Hauptwerk, der »Gesellschaftsvertrag«. Eine sozialpolitische Schrift zur Frage, wie ein Gemeinwesen demokratisch zu organisieren sei.

Die Pariser Autoritäten sahen darin einen Angriff gegen Gott und die Obrigkeit und verboten seine Bücher. Rousseau musste aus Paris fliehen, wo er seit 1745 mit der Wäscherin Thérèse Levasseur in bescheidenen Verhältnissen gelebt hatte.

Die Revolutionäre von 1789 machten sich die Ideen des am 2. Juli 1778 in der Nähe von Paris einsam gestorbenen Philosophen zu Eigen. Robespierres Verfassung von 1793 trägt Rousseaus Handschrift: eine radikal-demokratische Gesellschaftsordnung, die nie verwirklicht wurde. 1794 wurden die sterblichen Überreste des großen Vordenkers der Freiheit ins Panthéon überführt.

3.1 Freiheit, Verantwortung, direkte Demokratie: Zur Relevanz von Rousseau heute

Jean-Jacques Rousseau wird am 28. Juni 1712 in Genf geboren. Viele Jahre seines Lebens verbringt er auf Wanderschaft, arbeitet in verschiedenen Berufen. Nebenbei bildet er sich autodidaktisch, entwickelt eine Notenschrift, komponiert, schreibt Theaterstücke und philosophische Werke. Sein Diskurs über die Wissenschaften und Künste wird 1750 von der Akademie in Dijon preisgekrönt.

Kurz vor seinem 50. Geburtstag erscheinen die beiden Hauptwerke »Vom Gesellschaftsvertrag« und die Erziehungsschrift »Emile«, die sofort verboten wird. Um einer Verhaftung zu entgehen, flieht Rousseau aus Paris. Ohne festes Einkommen, in prekären Verhältnissen lebend, kommt er nicht zur Ruhe. Am 2. Juli 1778 stirbt er in der Nähe von Paris. Sechs Jahre später wird er im Pantheon neben Voltaire in der französischen Hauptstadt beigesetzt.

Rousseaus Werke und sein nach Unabhängigkeit strebendes Leben wurden als Bruch mit den Ordnungsvorstellungen der alten Welt interpretiert, sogar als Aufforderung zur Revolution. Jedoch enthalten weder seine Werke ein revolutionäres Programm noch hat sich die Französische Revolution unmittelbar von Rousseau leiten lassen. Aber die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 erhielt auch von ihm Inspiration. Von Napoleon Bonaparte etwa ist die Äußerung überliefert, es wäre besser gewesen, Rousseau hätte nicht gelebt.

Im Laufe seines Lebens hat der »helvetische Franzose« die Funktionsweise der politischen Systeme seiner Zeit studiert und verglichen. Kennengelernt hat er republikanische, ihre Unabhängigkeit verteidigende Schweizer Städte und Landsgemeinden, die selbstständige Republik Venedigs, die absolutistischen Regime Savoyens, Frankreichs und Preußens, die parlamentarische Monarchie Großbritanniens. Er schloss daraus, dass es den Menschen möglich ist, frei zu sein, auch wenn der Preis, den sie dafür zahlen, hoch ist.

Im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Aufklärung, gehörte es bei den Intellektuellen zum Common Sense, nicht mehr die Natur oder Gott als Urheber des Staates zu betrachten, sondern die Menschen selbst. Thomas Hobbes (1588–1679) und John Locke (1632–1704) hatten den Staat zwar als Resultat von Verträgen und als notwendig für die Existenz der Individuen angesehen, aber mit einem mehr (so Hobbes) oder weniger (so Locke) großen Verlust an Freiheit verbunden. Im Gegensatz dazu erkennt Rousseau im Freiheitswillen der Menschen das Prinzip des Rechtsstaates. Immanuel Kant (1724–1804) und Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) schätzen ihn deshalb. Für Rousseau ist eine politische Ordnung nur dann rechtmäßig, wenn sie auf dem in Freiheit geäußerten Willen der Menschen beruht. Hätten die Menschen keine Chance, ihren Willen zu bekunden oder – wie im Modell von Thomas Hobbes – verzichteten sie aus Sicherheitsgründen auf Freiheit, so sei die Ordnung ungerecht und könne keine Rechtmäßigkeit oder gar Gehorsam seitens der Bürger beanspruchen.

Diese Einsicht wirkt wie ein Paukenschlag: Rousseau spricht allen Systemen, die auf einseitigen Machtverhältnissen beruhen, die Legitimität ab. Menschen, die ihnen unterworfen sind, hätten das Recht, sogar die Pflicht, den Gehorsam zu verweigern. Niemand könne und dürfe auf seine Freiheit verzichten, denn sie sei das unveräußerliche Gut des Menschen.

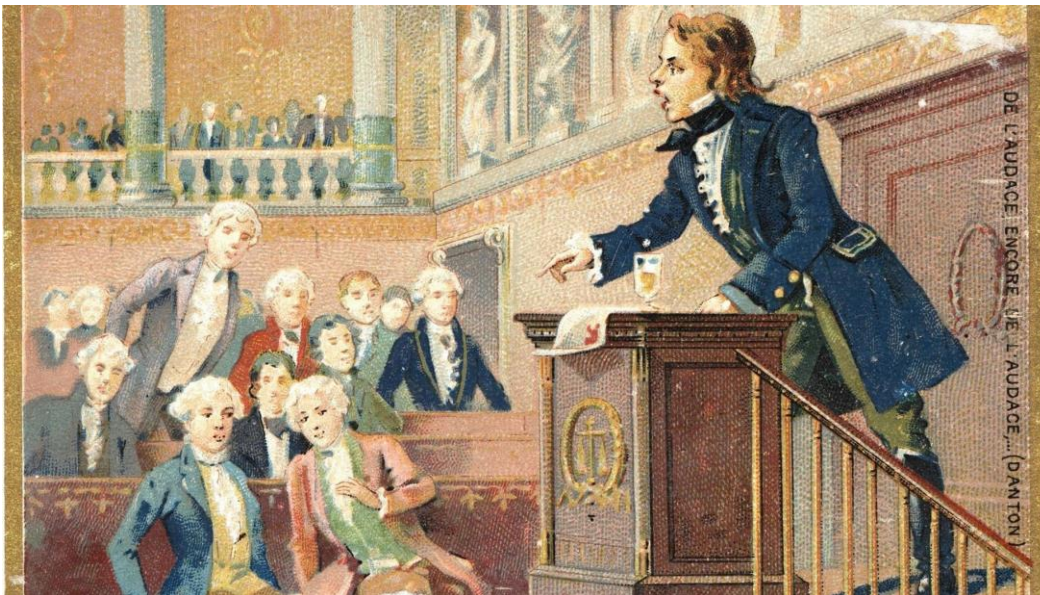
„Auf seine Freiheit verzichten heißt auf seine Eigenschaft als Mensch, auf seine Menschenrechte, sogar auf seine Pflichten verzichten. Wer auf alles verzichtet, für den ist keine Entschädigung möglich. Ein solcher Verzicht ist unvereinbar mit der Natur des Menschen; seinem Willen jegliche Freiheit nehmen heißt seinen Handlungen jegliche Sittlichkeit nehmen. Endlich ist es ein nichtiger und widersprüchlicher Vertrag, einerseits unumschränkte Macht und andererseits unbegrenzten Gehorsam zu vereinbaren.“

Eine rechtmäßige Ordnung komme durch den Gesellschaftsvertrag zustande, den alle Bürger miteinander abschließen und dadurch zum Staatsvolk werden.

Rousseau fordert, dass die Menschen ihre gesamte materielle und ideelle Existenz in den Vertrag einbringen. Nichts dürften sie außerhalb des Vertrags belassen, auch ihre Religion nicht. Denn das hieße, eine über dem Vertrag stehende, höhere Instanz anzuerkennen. Es könnte beispielsweise bedeuten, religiösen Geboten ein höheres, über dem Staatsbürgerwillen stehendes Recht zuzubilligen und somit den Gesellschaftsvertrag, etwa durch Religionskriege, zu zerstören.

Rousseau stellt sich vor, dass die Menschen im Prozess des Vertragsschlusses ihre natürlichen Unterschiede negieren und sich als rechtlich und sittlich gleiche Staatsbürger anerkennen. Als solche sind sie zugleich Urheber und Unterworfenen der durch den Vertrag geschaffenen Gemeinschaft, sind Souverän und Untertan zugleich. Der Abschluss des Vertrags gewährt ihnen eine mit Rechten und Pflichten ausgestattete Existenzform als Staatsbürger, als Citoyen.

4. Die historische Figur Danton



Rede Dantons in der Nationalversammlung zur Verteidigung des Vaterlandes am 2. September 1792 als Sammelbildchen © akg

Danton war einer der führenden Köpfe der Französischen Revolution. Er schuf den Wohlfahrtsausschuss, die Grundlage der folgenden Terrorherrschaft. Doch er wurde zu ihrem Opfer: Als Verräter an der Revolution wurde er vor 225 Jahren hingerichtet.

»Wo die Notwehr aufhört, fängt der Mord an.«

In diesem Satz verbirgt sich die Tragik des Georges Jacques Danton. Er findet sich in Georg Büchners Drama »Dantons Tod«, das 40 Jahre nach Ende der Schreckensherrschaft auf Grundlage historischer Quellen entstand.

Mit Notwehr meinte Danton das Recht, die Errungenschaften der Französischen Revolution mit Gewalt zu verteidigen: so die Abschaffung der Feudalrechte, die Erklärung der Menschenrechte oder die Gründung der ersten französischen Republik. Doch machte er sich auch schuldig.

»Sein Name ist auch mit Ereignissen verbunden, die man in die schwarze Geschichte der Französischen Revolution einschreiben kann«, sagt Gudrun Gersmann, Professorin für Geschichte an der Universität zu Köln. »Er war Justizminister im September 1792, als eine kollektive Massenhysterie losbrach, die tausende von Gefangenen vor allem in Paris das Leben kostete. Und man weiß, dass er als Justizminister nicht dagegen eingeschritten ist.«

»Was interessieren mich die Gefangenen?«, so Dantons Kommentar zu den Gefängnismassakern an Royalisten und vermeintlichen Revolutionsgegnern. »Das Volk selbst will sich Gerechtigkeit verschaffen bei all dem Pack in den Gefängnissen.« Und die »Notwehr« ging noch weiter. Um Konterrevolutionäre und »Agenten« der verfeindeten europäischen Monarchien schneller aburteilen zu können, trieb Danton die Gründung von Revolutionstribunalen voran. Auch etablierte er den allmächtigen Wohlfahrtsausschuss als Notstandsregierung.

»Wir müssen das tun, was die gesetzgebende Versammlung nicht getan hat: Wir müssen schrecklich sein, um dem Volk zu ersparen, es zu sein.« Damit schuf Danton die politischen Instrumente der Schreckensherrschaft. Ein Jahr später, im Frühjahr 1794, hatte sich die militärische Lage im Krieg gegen die verfeindeten Monarchien jedoch beruhigt. Nun forderte Danton die Abwendung vom Terror nach innen.

»Er war und blieb ein Anhänger der Aufklärung. Er war der Meinung – und das ist eines seiner berühmtesten Zitate –, dass der wahre Kompass einer Gesellschaft der der Vernunft sein sollte. Das alles halte ich für Versuche, letztendlich doch noch einen gewissen Kurs in ein Revolutionsgeschehen zu bringen, dass immer unübersichtlicher und brutaler wurde.«

Die Macht hatte jedoch Maximilien de Robespierre. Er sah in Dantons Nachgiebigkeit Verrat. Denn für den selbsternannten Tugendwächter war die Revolution noch längst nicht vollendet. Vor dem Revolutionstribunal setzte Danton, der gelernte Rechtsanwalt aus der Champagne, auf seine größte Gabe:

»Nach all dem, was die zeitgenössischen Quellen darüber aussagen, war er ein Mann von ungeheurer Vitalität und Energie. Er war ein mitreißender Redner, der sein Publikum in einer Weise überzeugen konnte, dass er zu einem brillanten Agitator der Französischen Revolution wurde.«

In Georg Büchners Drama »Dantons Tod« verteidigt er sich mit den Worten:

»Seht da die feigen Mörder! Seht da die Raben des Wohlfahrtsausschusses! Ich klage Robespierre, Saint-Just und ihre Henker des Hochverrats an! Sie wollen die Republik in Blut ersticken. Ihr wollt Brot, und sie werfen Euch Köpfe hin. Ihr durstet, und sie machen Euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken.«

Doch der »Herkules«, wie der 34-jährige Danton wegen seines athletischen Körpers genannt wurde, scheiterte.

»Der Prozess gegen Danton war im Prinzip wie alle Prozesse vor dem Revolutionstribunal von Anfang an ein Schauprozess. Die Richter waren im Vorfeld gewarnt worden, bei einer zu milden Bestrafung würden Sanktionen über sie verhängt werden – und im Grunde war von vornherein klar, wie das Verfahren ablaufen würde, in dem von Rechtssicherheit überhaupt nichts zu bemerken war.«

Am 5. April 1794 notierte der Scharfrichter Charles Henri Sanson in sein Tagebuch:

»Danton übertönte alle anderen, sein rotes Gesicht lief violett an. Er hatte Schaum vor dem Mund, und seine Augen sahen aus wie glühende Kohlen. Er brüllte: ‚Robespierre, es nützt dir nichts, dass du dich versteckst! Du kommst auch an die Reihe!«

Eine Prophezeiung, mit der Georges Jacques Danton Recht behielt. Die Französische Revolution fraß wenig später auch ihre letzten prominenten Kinder.

5. Zur politischen Theorie des Feminismus: Die Deklaration der Rechte der Frau und Bürgerin von 1791

Die politische Theorie des Feminismus' hat bereits eine lange Geschichte: Sie beginnt spätestens mit der Deklaration der Frauenrechte im Jahre 1791 – einer Gegenerklärung zur Erklärung der sogenannten Menschenrechte. Doch dieses Dokument der Ideengeschichte und die historischen Umstände seiner Entstehung – und seine Wirkungsgeschichte – sind so gut wie unbekannt, da die traditionelle Wissenschaft die Geschichte der Frauen nicht erforscht. Vor dem Hintergrund der historischen Ereignisse jener Zeit – der Frauen-Revolution in der Französischen Revolution – wird die politisch-theoretische Bedeutung der Deklaration der Rechte der Frau hier zum ersten Male herausgearbeitet. Die grundlegenden Erkenntnisse dieser Analyse sind:

1. Die Deklaration der »Menschenrechte« galt nicht für alle Menschen, sondern nur für Männer. Frauen wurden davon grundsätzlich ausgeschlossen.
2. Die französischen Frauen, an ihrer Spitze Olympe Marie Gouges, erkannten diese Frauenfeindlichkeit der Revolutionäre sofort und setzten der Erklärung der Männerrechte ihre Erklärung der Frauenrechte entgegen.
3. Die Frauen fordern nicht nur die Abschaffung der Privilegien des Adels und des Klerus, sondern auch die der Familienväter. Sie verlangen die Sicherung des Lebensunterhalts für Frauen und Kinder in und außerhalb der Ehe, Zugang zu allen Berufen und Erwerbszweigen und die Teilung des Eigentums zwischen Frau und Mann. Sie verlangen gleiche Bürgerrechte für sich – in Gesellschaft und Staat. Sie fordern das Wahlrecht und die Zulassung der Frauen in die Nationalversammlung, kurzum: die Aufnahme in den Rechtsstaat als gleichberechtigte Mitglieder. Obwohl sie selbst von den Männern ausgeschlossen wurden, beziehen sie die Männer auf gleicher Ebene in ihre Deklaration ein. Sie fordern außerdem Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit für die N-sklaven in den französischen Kolonien.

Die Deklaration der Frauenrechte ist damit die wahre Deklaration der Menschenrechte: die Frauen meinen wirklich alle unterdrückten Menschen, wenn sie von Freiheit und Gleichheit sprechen.

4. Die patriarchale Ehe, in welcher die Frau rechtlos und ohne ökonomische Sicherheit ist, soll ersetzt werden durch einen Sozialvertrag zwischen Frau und Mann, in welchem beide als gleiche Partner Vereinbarungen über das Wohl der Kinder, ihr Eigentum und ihr Zusammenleben treffen. Mit dieser konsequenten Anwendung der Prinzipien des Rechtsstaates auf das Verhältnis Frau – Mann hat sie als revolutionär geltende Gesellschaftsmodelle – wie den Contrat Social von Rousseau – radikal-demokratisch überholt und ist mit ihrer kompromisslos egalitären feministischen Utopie ihrem Jahrhundert weit vorausgeeilt. Wenn heute auch den Frauen Grundrechte formal zugebilligt werden, so ist das nicht die sehr späte Folge der Deklaration der »Menschenrechte« von 1789, sondern die Folge der »Deklaration der Rechte der Frau und Bürgerin« von Olympe Marie Gouges – die dafür gelebt und den Tod der Freiheitskämpferin erlitten hat.

5.1 Die Frauenfeindlichkeit der Aufklärung

Die geistigen Wortführer der Aufklärung waren keineswegs so aufgeklärt, dass sie auch Licht in das mittelalterlich-klerikale Dunkel, welches das soziale, rechtliche und politische Verhältnis von Männern und Frauen kennzeichnete, 'gebracht hätten. Die Theoretiker der Befreiung des Bürgertums beriefen sich auf die Vorbilder der antiken Demokratien Griechenlands und vor allem Roms, auf Staatsgebilde und Gesellschaftssysteme, in welchen Frauen und Sklaven völlig rechtlos der Gewalt der Hausväter, der patria potestas, unterworfen waren. Soweit ihre Sozial-philosophien ein Familien»recht« enthalten und die Institution Ehe – und nur in diesem Zusammenhang die Stellung der Frauen – erörtern, berufen sie sich auf das Vorbild biblischer Patriarchen.

Derart rückwärts und religiös orientierte Vorbilder mussten für die Frauen im Hinblick auf eine soziale Erneuerung während der Französischen Revolution von vornherein fatal sein. Die Philosophen des Naturrechts legitimierten ihre Befreiung vom Absolutismus mit der Berufung auf einen gedachten Naturzustand, in dem jedermann frei und gleich geboren war und frei blieb, und leiteten aus dieser philosophischen Prämisse das Recht her, diese Freiheit und Gleichheit zum derzeitigen historischen Zeitpunkt zurückzuverlangen: Zurück zum Naturzustand ist die politische Parole, obwohl es sich um das Gegenteil handelte: den vernünftig organisierten, sozialen und politischen Zustand.

So wurde denn der »Mensch« als »Natur«-wesen definiert und in eins gesetzt mit dem sozialen Wesen, nämlich dem Besitzbürger und Familienpatriarch oder dem Privatmann. Die Frau jedoch wurde als weibliches »Natur«-wesen gesetzt und ausschließlich als solches betrachtet, nicht im Sinne der Zugehörigkeit zur »menschlichen«, d. h. männlichen Gesellschaft, sondern zur Materie, zur Natur als Negation der männlichen-menschlichen Gesellschaft. »Der weiblichen Natur« entspreche Unfreiheit im Naturzustand und folglich auch in der bürgerlich-patriarchalen – wie vorher in der feudalen – Gesellschaft.

Doch die Kritik an der Aufklärung muss noch weitergetrieben, noch schärfer formuliert werden: sie war von Anbeginn zum Scheitern verurteilt, weil sie die Frauen – immerhin die Hälfte der Bevölkerung – nicht einmal einer leeren Versprechung für würdig befunden, sondern sie von Anfang an aus der Menschheit ausgeschlossen hat. Nicht einmal verbal wurde ihnen Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte zugesprochen. In den Augen der Aufklärer war die Frau kein Mensch. Der Mensch fing erst beim Manne an, und das war doch nicht mehr ganz so selbstverständlich in dem historischen Augenblick, da auch der arme Mann und der N-sklave, der Jude und sogar der Ausländer in Frankreich an den Bürgerrechten teilhaben sollte, während grundsätzlich keiner Frau – auch nicht der adligen – ein Anteil an den Menschen- und Bürgerrechten zugestanden wurde. Die bürgerliche Revolution ebnete zwar die feudalistische Sozialordnung ein, errichtete aber zugleich eine strikte Hierarchie nach Geschlecht. Diese extreme politische Polarisierung der Gesellschaft, diese strikte Abgrenzung nach unten – gegen die Frauen – wurde von der sogenannten Aufklärung ideologisch vorbereitet.

Gemessen an dem revolutionären Anspruch der Freiheit und Gleichheit aller Menschen, an diesem lautstark verkündeten egalitären Prinzip, ist die zugleich propagierte Unfreiheit und Ungleichheit aller weiblichen Menschen eine bürgerliche Bankrotterklärung, wie sie kaum grotesker denkbar ist. Die Verkünder der Menschenrechte für alle, die Menschenantlitz tragen, verkünden im gleichen Atemzug die Entmenschung der Hälfte der Menschheit. Das ist – im Vergleich zur feudalen Gesellschaft, die sich offen zur hierarchischen Ordnung bekannte – ein gewaltiger politischer Rückschlag für die Frauen gewesen, die zwar von Bürgern und Kleinbürgern für den politischen Umsturz benutzt, dann aber um die Früchte ihres Kampfes betrogen werden.



6. Weiterführende Texte

6.1 Vom Gesellschaftsvertrag

»Der Mensch ist frei geboren, und überall liegt er in Ketten.

Einer hält sich für den Herrn der anderen und bleibt doch mehr Sklave als sie. Wie ist dieser Wandel zustande gekommen? Ich weiß es nicht. Was kann ihm Rechtmäßigkeit verleihen? Diese Frage glaube ich beantworten zu können.

Erstes Buch

Wenn ich nur die Stärke betrachtete und die Wirkung, die sie hervorbringt, würde ich sagen: Solange ein Volk zu gehorchen gezwungen ist und gehorcht, tut es gut daran; sobald es das Joch abschütteln kann und es abschüttelt, tut es noch besser; denn da es seine Freiheit durch dasselbe Recht wiedererlangt, das sie ihm geraubt hat, ist es entweder berechtigt, sie sich zurückzuholen, oder man hatte keinerlei Recht, sie ihm wegzunehmen. Aber die gesellschaftliche Ordnung ist ein geheiligtes Recht, das allen anderen zur Grundlage dient. Trotzdem stammt dieses Recht nicht von der Natur; es beruht also auf Vereinbarungen. Es handelt sich darum, die Art dieser Vereinbarungen zu kennen

Vom Recht des Stärkeren

Der Stärkere ist nie stark genug, immer Herr zu sein, wenn er nicht seine Stärke in Recht und den Gehorsam in Pflicht überführt. Daher das »Recht des Stärkeren«; »Recht« offensichtlich ironisch genommen, in Wirklichkeit jedoch als Grundsatz aufgestellt: aber wird man uns dies Wort jemals erklären? Stärke ist ein natürliches Vermögen; ich sehe überhaupt nicht, welche sittliche Verpflichtung sich aus ihren Wirkungen ergeben kann. Der Stärke weichen ist ein Akt der Notwendigkeit, nicht des freien Willens; es ist allenfalls ein Akt der Klugheit. In welcher Hinsicht könnte es eine Pflicht sein?

Unterstellen wir einen Augenblick dieses vorgebliche Recht. Ich behaupte, dass sich daraus nur ein unerklärlicher Galimathias ergibt. Denn sobald Starke Recht schafft, ändert sich mit der Ursache auch die Wirkung; jede Stärke, die die erste übersteigt, folgt ihr im Rechte nach. Sobald man ungestraft ungehorsam sein kann, kann man es auch rechtmäßigerweise sein: und weil der Stärkere auch immer recht hat, handelt es sich nur darum, es so einzurichten, dass man der Stärkere ist. Was ist das aber für ein Recht, das untergeht, wenn die Stärke endet? Wenn man gezwungen wird zu gehorchen, ist es nicht mehr nötig, es aus Pflicht zu tun, und wenn man nicht mehr gezwungen ist zu gehorchen, ist man dazu auch nicht mehr verpflichtet. Man sieht also, dass dieses Wort »Recht« der Stärke nichts hinzufügt; es besagt hier überhaupt nichts.

Gehorcht den Machthabern! Wenn das heißen soll, »weicht der Stärke«, ist die Vorschrift gut, aber überflüssig; ich stehe dafür ein, dass ihr niemals zuwidergehandelt wird. Alle Macht kommt von Gott, ich gebe es zu; aber auch jede Krankheit kommt von ihm. Soll das heißen, dass es verboten ist, den Arzt zu rufen? Wenn mich irgendwo im Wald ein Räuber überrumpelt: muss ich nicht nur gezwungenermaßen die Börse hergeben, sondern bin ich auch noch nach meinem Gewissen verpflichtet, sie herzugeben, wenn ich sie unterschlagen könnte? - denn schließlich ist die Pistole in seiner Hand auch eine Macht.

Einigen wir uns also darauf, dass Stärke nicht Recht schafft und dass man nur gesetzmäßiger Macht zum Gehorsam verpflichtet ist. Und so stellt sich meine ursprüngliche Frage erneut.

Von der Sklaverei

Da kein Mensch von Natur aus Herrschaft über seinesgleichen ausübt und da Stärke keinerlei Recht erzeugt, bleiben also die Vereinbarungen als Grundlage jeder rechtmäßigen Herrschaft unter Menschen.

Wenn ein Einzelner, sagt Grotius, seine Freiheit veräußern und sich zum Sklaven eines Herrn machen kann, warum sollte nicht ein ganzes Volk die seine veräußern und sich einem König unterwerfen können? Hierbei gibt es eine Reihe doppeldeutiger Wörter, die der Erklärung bedürften; bleiben wir jedoch beim »Veräußern«. »Veräußern« heißt »hergeben« oder »verkaufen«. Nun gibt sich aber ein Mensch, der sich zum Sklaven eines andern macht, nicht umsonst her, er verkauft sich, zumindest für seinen Lebensunterhalt; wofür jedoch verkauft sich ein Volk?

Weit entfernt davon, seinen Untertanen den Lebensunterhalt zu verschaffen, bezieht ein König den seinen ausschließlich von ihnen, und nach Rabelais lebt ein König nicht von wenigem. Die Untertanen geben also sich selbst her unter der Bedingung, dass man ihnen auch noch ihr Hab und Gut nimmt? Ich sehe nicht, was ihnen noch zu bewahren übrigbliebe.

Zu behaupten, dass ein Mensch sich umsonst hergäbe, ist etwas Ungereimtes und Unverständliches; ein solcher Akt ist null und nichtig, schon allein deshalb, weil derjenige, der ihn vollzieht, nicht voll bei Verstand ist. Das von einem ganzen Volk behaupten heißt ein Volk von Wahnsinnigen voraussetzen: Wahnsinn schafft kein Recht.

Wenn auch jeder sich selbst veräußern könnte, kann er doch nicht seine Kinder veräußern; sie werden als Menschen und frei geboren; ihre Freiheit gehört ihnen, niemand außer ihnen hat das Recht, darüber zu verfügen. Bevor sie im Alter der Vernunft sind, kann ihr Vater in ihrem Namen die Bedingungen für ihre Erhaltung und ihr Wohlergehen festlegen; aber er kann sie nicht unwiderruflich und bedingungslos hergeben; denn ein solches Hergeben läuft der Absicht der Natur zuwider und übersteigt die Rechte der Vaterschaft. Es wäre deshalb zur Rechtmäßigkeit einer willkürlichen Regierung nötig, dass das Volk in jeder Generation Herr wäre, sie anzuerkennen oder zurückzuweisen: aber dann wäre diese Regierung nicht mehr willkürlich.

Auf seine Freiheit verzichten heißt auf seine Eigenschaft als Mensch, auf seine Menschenrechte, sogar auf seine Pflichten verzichten. Wer auf alles verzichtet, für den ist keine Entschädigung möglich. Ein solcher Verzicht ist unvereinbar mit der Natur des Menschen; seinem Willen jegliche Freiheit nehmen heißt seinen Handlungen jegliche Sittlichkeit nehmen.«

6.2 Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden – Heinrich von Kleist

Wenn du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen. Es braucht nicht eben ein scharfdenkender Kopf zu sein, auch meine ich es nicht so, als ob du ihn darum befragen solltest: nein! Ich will, dass du aus der verständigen Absicht sprichst, dich zu belehren. Der Franzose sagt »l'appétit vient en mangeant«, und dieser Erfahrungssatz bleibt wahr, wenn man ihn parodiert und sagt »l'idée vient en parlant«. Oft sitze ich an meinem Geschäftstisch über den Akten und erforsche in einer verwickelten Streitsache den Gesichtspunkt, aus welchem sie wohl zu beurteilen sein möchte. Und siehe da, wenn ich mit meiner Schwester davon rede, so erfahre ich, was ich durch ein vielleicht stundenlanges Brüten nicht herausgebracht haben würde.

Nicht, als ob sie es mir, im eigentlichen Sinne, sagte: denn sie kennt weder das Gesetzbuch, noch hat sie den Euler oder den Kästner studiert. Aber weil ich doch irgendeine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fernher in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist damit den Anfang mache, das Gemüt, während die Rede fortschreitet, in der Notwendigkeit, dem Anfang nun auch ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus. Ich mische unartikulierte Töne ein, ziehe die Verbindungswörter in die Länge, gebrauche auch wohl eine Apposition, wo sie nicht nötig wäre, und bediene mich anderer, die Rede ausdehnender Kunstgriffe, zur Fabrikation meiner Idee auf der Werkstätte der Vernunft die gehörige Zeit zu gewinnen. Dabei ist mir nichts heilsamer als eine Bewegung meiner Schwester, als ob sie mich unterbrechen wollte; denn mein ohnehin schon angestregtes Gemüt wird durch diesen Versuch von außen, ihm die Rede, in deren Besitz es sich befindet, zu entreißen, nur noch mehr erregt und in seiner Fähigkeit, wie ein großer General, wenn die Umstände drängen, noch um einen Grad höher gespannt.

Es liegt ein sonderbarer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenübersteht; und ein Blick, der uns einen halbausgedrückten Gedanken schon als begriffen ankündigt, schenkt uns oft den Ausdruck für die ganze andere Hälfte desselben. Ich glaube, dass mancher große Redner in dem Augenblick, da er den Mund aufmachte, noch nicht wusste, was er sagen würde. Aber die Überzeugung, dass er die ihm nötige Gedankenfülle schon aus den Umständen und der daraus resultierenden Erregung seines Gemüts schöpfen würde, machte ihn dreist genug, den Anfang, auf gutes Glück hin, zu setzen.

Mir fällt jener »Donnerkeil« des Mirabeau ein, mit welchem er den Zeremonienmeister abfertigte, der nach Aufhebung der letzten monarchischen Sitzung des Königs am 23. Juni, in welcher dieser den Ständen auseinanderzugehen anbefohlen hatte, in den Sitzungssaal, in welchem die Stände noch verweilten, zurückkehrte und sie befragte, ob sie den Befehl des Königs vernommen hätten. »Ja«, antwortete Mirabeau, »wir haben des Königs Befehl vernommen« – ich bin gewiss, dass er, bei diesem humanen Anfang, noch nicht an die Bajonette dachte, mit welchen er schloss: »Ja, mein Herr«, wiederholte er, »wir haben ihn vernommen.« Man sieht, dass er noch gar nicht recht weiß, was er will. »Doch was berechtigt Sie« fuhr er fort, und nun plötzlich geht ihm ein Quell ungeheurer Vorstellungen auf – »uns hier Befehle anzudeuten? Wir sind die Repräsentanten der Nation.« Das war es, was er brauchte! »Die Nation gibt Befehle und empfängt keine« – um sich gleich auf den Gipfel der Vermessenheit zu schwingen. »Und damit ich mich Ihnen ganz deutlich erkläre« – und erst jetzo findet er, was den ganzen Widerstand, zu welchem seine Seele gerüstet dasteht, ausdrückt: »so sagen Sie Ihrem Könige, dass wir unsre Plätze anders nicht als auf die Gewalt der Bajonette verlassen werden.« Worauf er sich, selbstzufrieden, auf einen Stuhl niedersetzte.

6.3 Revolution und Freiheit

Im Gegensatz zu Kriegen, die so alt sind wie die überlieferte Menschheitsgeschichte, sind Revolutionen ein relativ neues Phänomen. Nicht einmal das Wort gab es im Vokabular der politischen Theorie, bevor sich die beiden großen Revolutionen am Ende des 18. Jahrhunderts ereigneten. Mehr noch, und das ist vielleicht sogar von größerer Bedeutung: Das Wort erhielt seine moderne revolutionäre Bedeutung erst während dieser beiden Revolutionen; die Männer, die die ersten Revolutionen machten, hatten weder vom Wort noch von der Natur ihres Unternehmens eine vorgängige Vorstellung, Sie sahen sich, in den Worten von John Adams, »gegen ihre Erwartung berufen und entgegen ihrer Neigung verpflichtet«; und was für Amerika galt, galt in gleicher Weise für Frankreich, wo man, so Tocqueville, hätte glauben können, »daß das Ziel der bevorstehenden Revolution nicht der Sturz des alten Regimes, sondern dessen Restauration« gewesen wäre.

Restauration, die wir mit Revolution als genaues Gegenwort in Verbindung bringen, wäre der ursprünglichen Bedeutung von Revolution in der Tat sehr viel näher gekommen. Revolution, ein Begriff aus der Astronomie, ist von Kopernikus' *De revolutionibus caelestibus* (Über die Revolutionen der Himmelskörper) in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch eingeführt worden, und als das Wort erstmals vom Himmel herabstieg, um metaphorisch zu beschreiben, was auf der Erde zwischen den sterblichen Menschen passierte, trug es die Idee einer ewigen, unwiderstehlichen, immer wiederkehrenden Drehbewegung hinein in die zufälligen Bewegungen, das Auf und Ab des seit urdenklichen Zeiten mit dem Auf- und Untergehen von Sonne, Mond und Sternen verglichenen Menschenschicksals. Zwar finden wir das Wort als politischen Begriff schon im 17. Jahrhundert, aber seinerzeit wurde es in seinem strikten metaphorischen Sinne benutzt, nämlich um eine »revolvierende« Bewegung - eine Bewegung, die an einen vorher bereits angenommenen Punkt zurücklief - zu beschreiben und damit politisch ein Zurückschwingen zu einer zuvor vorhandenen Ordnung anzuzeigen.

So wurde das Wort zunächst nicht gebraucht, als in England etwas, was wir Revolution nennen, geschah und Cromwell zu einer Art revolutionären Diktators aufsteigen ließ, sondern es wurde, im Gegenteil, im Jahre 1660 nach dem Sturz des Rumpf-Parlaments und anlässlich der Restauration der Monarchie verwandt. Selbst die »glorreiche Revolution«, das Ereignis, das dem Begriff ziemlich paradoxerweise in der politischen und historischen Sprache ein für allemal seinen Platz sicherte, wurde überhaupt nicht als Revolution verstanden, sondern als die Restauration – der Königsmacht in ihrer vorigen Rechtmäßigkeit und Herrlichkeit.

Die Tatsache, dass das Wort »Revolution« ursprünglich Restauration bedeutete, ist mehr als eine bloße sprachliche Kuriosität. Sie verstehen Revolution nicht, wenn Sie sich nicht klarmachen, dass die ersten Revolutionen ausbrachen, als man Restaurationen als Ziel vor Augen hatte.

Diese paradoxe Tatsache übersehen wir leicht, weil nichts am Verlauf der beiden großen Revolutionen des 18. Jahrhunderts auffälliger und erstaunlicher ist als die emphatische, ständig wiederholte Betonung des Neuen bei den Handelnden wie den Zuschauern – ihr Bestehen darauf, dass nichts an Bedeutung und Größe Vergleichbares jemals zuvor geschehen sei, dass eine völlig neue Geschichte sich zu entfalten beginne.

Doch diese völlig neue Geschichte war auf beiden Seiten des Atlantiks von Männern angefangen worden, die fest davon überzeugt waren, sie wären dabei, nichts anderes zu tun, als eine alte, von den bestehenden Mächten durcheinandergebrachte und verletzte Ordnung der Dinge zu restaurieren. In aller Ernsthaftigkeit teilten sie mit, dass es ihr Wunsch sei, zu den alten Zeiten, als die Dinge noch waren, wie sie sein sollten, zurückzukehren. Nichts wäre ihrer Vorstellungswelt fremder gewesen als Eifer für das Neue oder die gegenwärtige Überzeugung, Neuheit könnte als solche wünschenswert sein. Das enorme Pathos eines neuen Zeitalters, des »novus ordo seclorum«, welches noch auf jeder Dollar-note festgeschrieben ist, kam erst dann zum Vorschein, als die Handelnden, so ziemlich gegen ihren Willen, an einen Punkt gelangt waren, wo es keine Rückkehr mehr gab.

Bevor wir Genaueres über die Bedeutung dieses sprachlichen Wandels in Erfahrung bringen und in die Gründe, die ihn hervorbrachten, tiefer eindringen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit kurz auf einen anderen Aspekt der Revolution lenken, der der alten Bedeutung in der Astronomie entspricht und, vermutlich weil die Erfahrungen während des tatsächlichen Verlaufs von Revolutionen ihm nicht entgegentanden, im modernen Sprachgebrauch erhalten geblieben ist. Wie ich bereits andeutete, implizierte der astronomische Begriff wie dessen ursprüngliche metaphorische Bedeutung sehr stark die Vorstellung von etwas Unwiderstehlichem – die Tatsache, dass die revolvierende Bewegung der Sterne einer vorgegebenen Bahn folgt und allem Einfluss von Menschenhand entzogen ist. Das exakte Datum, als das Wort Revolution erstmals mit ausschließlicher Betonung des Unwiderstehlichen und ohne die Konnotation einer revolvierenden Bewegung gebraucht wurde, kennen wir beziehungsweise glauben wir zu kennen. Und den Historikern ist dies für das Verständnis von Revolutionen als so bedeutsam erschienen, dass es allgemein üblich geworden ist, von diesem Augenblick an die neue politische Bedeutung des Begriffs zu datieren.

Das Datum ist die Nacht des 14. Juli 1789, der Ort des Geschehens Paris, wo Ludwig XVI. vom Grafen Liancourt über den Sturz der Bastille, die Befreiung einiger weniger Gefangener und die Gehorsamsverweigerung der königlichen Truppen angesichts des aufständischen Pöbels informiert wurde. Das berühmte Gespräch, das zwischen dem König und seinem Boten stattfand, ist sehr kurz und sehr aufschlussreich. Der König, so wird berichtet, rief aus: »C'est une révolte«, und Liancourt verbesserte ihn: »Non, Sire, c'est une révolution!«. Hier hören wir das Wort noch einmal und politisch zum letzten Mal im Sinne der alten Metapher, die seinen Sinngehalt vom Himmel auf die Erde trägt; aber der Akzent hat sich erstmals von der Gesetzlichkeit einer rotierenden, zyklischen Bewegung auf deren Unwiderstehlichkeit verlagert. Die Bewegung der Sterne diente zwar immer noch als Bild für die Drehbewegung, aber jetzt wurde betont, dass es nicht in der Macht der Menschen liegt, sie anzuhalten, dass sie einem eigenen Gesetz gehorcht. Als er erklärte, der Sturm auf die Bastille sei eine Rebellion, versicherte sich der König seiner Macht und der verschiedenen ihm zur Verfügung stehenden Mittel, mit Verschwörung und Gehorsamsverweigerung fertig zu werden; Liancourt antwortete, dass das, was dort geschehen war, nicht rückgängig zu machen und der Macht von Königen entzogen sei. Es war unwiderstehlich.

Ich habe mich etwas länger bei dieser der Französischen Revolution zu entnehmenden Lektion aufgehalten, weil seitdem in nahezu jeder Revolution dieselben Tatsachen und Erfahrungen erschienen sind. Die Französische und nicht die Amerikanische Revolution war es, die die Welt in Brand steckte, und folglich hat das Wort »Revolution« in unserem gegenwärtigen Sprachgebrauch - und zwar überall, unser Land (d.h. die Vereinigten Staaten von Amerika) nicht ausgenommen - seine Inhalte, seinen Sinn und Nebensinn vom Verlauf der Französischen Revolution erhalten und nicht von dem der Amerikanischen Revolution oder den Taten der gründenden Väter.

Doch wenn wir verstehen wollen, was zur Revolution gehört, dürfen wir es nicht versäumen, uns daran zu erinnern, dass dieser erste Kampf, die Armut zu besiegen und politisch mit der Notwendigkeit fertig zu werden, verloren und mit ihm das ursprüngliche Ziel der Revolution, die Errichtung und »Konstitution« der Freiheit, nicht erreicht worden war.

Aufgrund des Verlaufs der Französischen Revolution wurde ein für allemal festgeschrieben, dass der Sieg über die Armut eine Voraussetzung für die Gründung der Freiheit ist; doch von derselben Revolution können wir außerdem lernen, dass man mit Armut und Notwendigkeit nicht in derselben Weise verfahren kann wie mit Gewalt, der Verletzung von Rechten und Freiheiten. Offensichtlich bestand der tragische Fehler der Männer der Französischen Revolution darin, dass sie Gewalt gegen die Notwendigkeit aufgebieten haben; doch sie begaben sich auf diesen vorherbestimmten Pfad erst, nachdem sie die Notwendigkeit, die mächtige Kraft von Not und Elend und bitterer Armut, in ihrem Kampf gegen die Tyrannei gebraucht und missbraucht hatten, und als sie hofften, ihren eigenen Bemühungen mit jener »Diamantspitze«, die sie unwiderstehlich machen würde, Nachdruck zu verleihen. Die »Diamantspitze« richtete sich dann aber gegen sie, bis sie in derselben Weise untergingen wie das alte Regime, dessen Sturz sie hatten bewirken können. Denn wenn, theoretisch gesprochen, Gewalt gegen Gewalt zum Krieg, in der Form des Bürger- oder auswärtigen Krieges führt, so hat Gewalt gegen die Notwendigkeit stets den Terror gebracht. Der Terror und nicht so sehr die bloße Gewalt - der Terror, der losgelassen wird, nachdem das alte Regime besiegt und das neue errichtet ist - stürzt die Revolutionen ins Verderben. Das erste Anzeichen des Untergangs ist da, wenn diejenigen, die neu an die Macht gekommen sind, zu vergessen beginnen, dass Ziel und Ende der Revolution einzig die Freiheit ist. Der Anfang vom Ende der Französischen Revolution also war gekommen, als alle Beteiligten, vom Elend des Volkes ergriffen, plötzlich übereinstimmend der Meinung waren, dass Ziel der Revolution das »Glück des Volkes« sei.



6.4 Vortrag von Albert Camus an der Columbia University in New York (März 1946)

Die Versuchung der Menschen meiner Generation war eine doppelte: entweder nichts für wahr zu halten oder die Wahrheit allein in der Unterwerfung unter eine historische Vorbestimmung zu sehen. Weil viele einer dieser beiden Versuchungen erlegen sind, konnte die Welt Usurpatoren in die Hände fallen und schließlich von Terror regiert werden. Denn wenn nichts wahr oder falsch ist, gut oder böse, wenn Effizienz der einzige Wert ist, dann ist die einzige Regel, an die man sich halten kann, die, der Effizienteste zu sein, und das heißt: der Mächtigste. Dann ist die Welt nicht mehr in Gerechte und Ungerechte eingeteilt, sondern in Herren und Sklaven. Recht hat, wer die Macht hat. Die Hausmeisterin hat Recht, die Gefolterten Unrecht. Der deutsche Offizier, der die Folter anordnet, und derjenige, der sie ausführt – die zu Totengräbern gewordenen SS-Leute –, das sind die Vernünftigen dieser neuen Welt. Sehen Sie nur einmal um sich, ob es nicht noch immer so ist. Immer noch stecken wir mit dem Kopf in der Schlinge der Gewalt und werden erdrosselt. Im Innern jeder Nation wie in der ganzen Welt sind Misstrauen, Rachsucht, Habgier und Machtwille dabei, ein Reich der Finsternis und Verzweiflung zu errichten, wo jeder in den Grenzen des Jetzt zu leben gezwungen ist – das bloße Wort »Zukunft« macht ihm schon Angst –, abstrakten Mächten ausgeliefert, hilflos und durch die Hast des Daseins abgestumpft, ohne selbstverständliche Wahrheiten, reflektierte Müße und einfache Freuden.

Wenn die Symptome der Krise wirklich Machtgier, Terror, Verdrängung des wirklichen Menschen durch den politischen und historischen Menschen, Herrschaft von Abstraktion und Fatum, Einsamkeit ohne Zukunft sind und wir diese Krise überwinden wollen, so müssen wir bei den Symptomen ansetzen. Das ist die ungeheure Aufgabe, vor der unsere Generation steht, ohne sich dabei an irgendetwas halten zu können. Man brauchte uns gar nicht erst zu sagen: du musst an Gott, an Plato oder an Marx glauben, denn das Problem war, dass wir zu keinerlei Glauben imstande waren. Unsere Frage war einzig und allein, ob wir uns auf eine Welt, in der man nur Opfer oder Henker sein konnte, einlassen sollten oder nicht. Dabei versteht sich von selbst, dass wir weder Opfer noch Henker sein wollten, weil wir tief in unseren Herzen wussten, dass selbst diese Unterscheidung nur eine scheinbare war und wir im Grunde genommen alle Opfer waren und dass Mörder und Ermordete schließlich in derselben Niederlage vereint sein würden. Darum haben wir unsere Gründe in unserer Revolte selbst gesucht, die uns unwillkürlich dazu getrieben hatte, den Kampf gegen das Unrecht zu wählen. Uns wurde klar, dass wir nicht nur um unser selbst willen revoltiert hatten, sondern für etwas allen Menschen Gemeinsames.

Aber was bedeutete in einer Welt ohne Werte, die unsere Herzen verwüstet hatte, eigentlich unsere Revolte? Sie hat Menschen aus uns gemacht, die nein sagten. Gleichzeitig aber waren wir auch Jasager. Wir sagten nein zu dieser Welt, zu ihrer Absurdität, zu den Abstraktionen, die uns bedrohten, zu der Zivilisation des Todes, die uns da angerichtet wurde. Indem wir nein sagten, erklärten wir, dass es so nicht mehr weitergehen konnte, dass es eine Grenze des Hinnehmbaren gab. Damit bejahten wir alles, was diesseits jener Grenze lag, bejahten, dass da etwas in uns war, das die Zumutung zurückwies und das nicht für immer unterdrückt werden konnte. Natürlich lag da ein Widerspruch, der uns zum Nachdenken bringen musste. Wir hatten geglaubt, dass die Welt eigentlich für nichts lebte und kämpfte, und da kamen wir und kämpften trotzdem gegen Deutschland. Irgendetwas bejahten wir schließlich alle, schon dadurch, dass wir lebten, hofften und kämpften.

Die Menschen, von denen ich spreche, waren bereit, ihre Revolte mit dem Leben zu bezahlen. Ihr Tod würde beweisen, dass sie sich für eine Wahrheit geopfert hatten, die ihre eigene Existenz, ihr Einzelschicksal überstieg. Was sie in ihrer Revolte gegen ein feindseliges Schicksal verteidigten, das war ein universeller Wert. Wo Menschen in der Anwesenheit der Hausmeisterin gefoltert wurden, wo Menschenohren mit Methode zerfetzt wurden, wo Mütter gezwungen wurden, ihre Kinder zum Tode zu verurteilen, wo die Gerechten verscharrt wurden wie verreckte Tiere, da haben sie in ihrer Revolte gezeigt, dass etwas in ihnen verneint wurde, das nicht ihnen allein gehörte, sondern allen Menschen, die zur Solidarität bereit sind.

Als das einmal feststand, wussten wir, wie wir zu handeln hatten, und wir machten die Erfahrung, wie der Mensch noch in der allergrößten moralischen Verarmung Werte wiederfinden kann, um sein Handeln danach auszurichten. Denn wenn die Wahrheit in der Solidarität zwischen den Menschen lag, in der wechselseitigen Anerkennung ihrer Menschenwürde, dann war die Solidarität selbst der Wert, den es zu behaupten galt.

Und damit diese Solidarität Bestand hat, müssen die Menschen frei sein, denn Herr und Sklave können nicht miteinander reden. Ja, Sklaverei ist ein Schweigen, und zwar das schrecklichste überhaupt.

Was wir vorschlagen, ist nicht, aus der Geschichte zu fliehen, denn wir sind Teil der Geschichte. So lebt heute in Frankreich und Europa eine Generation, die absolute Erklärungen und die Herrschaft politischer Ideologien verwirft, aber den lebendigen Menschen in seinem Streben nach Freiheit bejaht sie. Zwar glaubt sie nicht an die Verwirklichung allgemeiner Glückseligkeit, wohl aber an die Möglichkeit, das Leid der Menschheit zu lindern. Gerade weil die Welt eigentlich unglücklich ist, glaubt diese Generation, dass wir ein bisschen Glück auf ihr schaffen müssen: Gerade weil die Welt ungerecht ist, müssen wir für Gerechtigkeit wirken; gerade weil sie letzten Endes absurd ist, müssen wir ihr Sinn geben.

6.5 Occupy Wallstreet – Spontaneität und Organisation

In Lower Manhattan, auf einem kleinen Platz namens Zuccotti Park, wurde im September 2011 Occupy Wall Street geboren. Die ersten Besetzer waren ursprünglich gekommen, um gegen die Wall Street zu protestieren, aber als die Besetzung begann, war ihr Schlachtplan nicht ganz klar. Was waren ihre Ziele, und wie würden sie diese verfolgen? Trotz dieses Mangels an Klarheit – und paradoxerweise auch gerade deswegen – begann Occupy sich rasch auszubreiten, in den Vereinigten Staaten und auch im Ausland. Von den Metropolen bis in die Kleinstädte des ländlichen Amerikas schienen die Menschen von der Explosion der Empörung angezogen, die sich gegen alles richtete, was in der amerikanischen Gesellschaft schiefläuft. Innerhalb von zwei Wochen gab es Dutzende von Besetzungen nach dem Vorbild des Zuccotti Parks; nach einem Monat bereits mehrere hundert. Jeder Tag sah einen Wirbelwind neuer Besetzungen, Proteste, Diskussionen, Kritikansätze und Lösungsvorschläge.

Obwohl die Bewegung keine eindeutigen Forderungen formulierte, wurde eine Sache rasch deutlich: dass dies eine Bewegung der »99%« war, der breiten Massen, die ihres Anteils am gesellschaftlichen Reichtum und an den Chancen in der Gesellschaft von Millionären und Milliardären, also von den »1%«, beraubt worden waren. Die Bewegung zielte darauf ab, den Trend der vorangegangenen Jahrzehnte, in dem die neoliberale Agenda der Vereinigten Staaten und des globalen Kapitalismus die sozialen und wirtschaftlichen Ungleichheiten enorm vertieft hatte, umzukehren. Und indem sie die soziale Frage in der amerikanischen Öffentlichkeit wieder auf die Tagesordnung setzte, markiert die Occupy-Bewegung die Wiedergeburt der US-Linken.

Dieser radikale Ansatz, verbunden mit der unglaublich rasanten Ausbreitung der Bewegung, verunsicherte und ärgerte die Mächtigen und eroberte die Vorstellungskraft weiter Teile der amerikanischen Öffentlichkeit. Nach Jahrzehnten der Entmutigung und geringen Sichtbarkeit der US-Linken – die Ethan Young in seiner Studie »Karthographie der Linken« analysiert – beherrschte auf einmal eine progressive Bewegung die Schlagzeilen, die nicht ignoriert werden konnte. Und zum ersten Mal seit Jahrzehnten hatte die Linke erheblichen Einfluss auf die breite Bevölkerung. Millionen und Abermillionen von Menschen konnten sich mit ihrem Protest identifizieren, insbesondere mit ihrem Kernthema: der sozialen Spaltung.

In einer Zeit, in der viele Menschen an das neoliberale Credo »es gibt keine Alternative« zu glauben gelernt hatten, tat sich plötzlich eine Öffnung auf, die an das erinnerte, was die globalisierungskritische Bewegung zuvor behauptet hatte: »Eine andere Welt ist möglich.«



KAPITEL 3: THEATERPÄDAGOGISCHE IMPULSE

1. Beobachtungen und Ideen

»Ich habe gesehen.« / »Ich finde.«

Diese Übung kann entweder nach einem Vorstellungsbuch oder nach der Stücklektüre durchgeführt werden. Es geht um das Sammeln und Teilen der Beobachtungen.

Die Gruppe steht im Kreis. Jeder kann eine Beobachtung nennen. Alle, die diese Beobachtung teilen, gehen kurz einen Schritt vor. Somit ist für alle sichtbar, wo der Fokus liegt.

In der zweiten Stufe geht es um den Austausch von Gedanken und Meinungen. Eine Person geht in die Mitte vom Kreis und sagt: »Ich finde ...« oder »Ich denke ...«. Alle, die das auch denken, wechseln den Platz im Kreis. Die Person in der Mitte versucht einen Platz im Kreis zu »ergattern«.

»Atomspiel mit Kern«

Dies ist eine Variante zum Meinungsaustausch. Die (aktuelle) Person in der Mitte sagt eine „These“. Alle Teilnehmer^{mwd}, die derselben Meinung sind, gehen zu der Person. Alle, die anderer Meinung sind, gehen zur anderen Seite. So gibt es (meistens) 2 Gruppen. Nun haben beide Gruppen 3-5 Minuten Zeit, 3 Argumente zu diskutieren, mit denen sie die These begründen. In der folgenden Runde werden die Argumente der Gruppen laut genannt. Dabei kann man sich auch überzeugen lassen und »die Seite wechseln«.

»Dafür oder Dagegen«

Zitate des Stückes werden in Kleingruppen ausgewählt. Jede Gruppe diskutiert das Zitat und entscheidet sich für eine Position dafür oder dagegen. Danach wird vor einem realen oder vorgestellten Pult das Zitat vor der großen Gruppe als Zuhörerschaft verteidigt oder widerlegt.

In einer vorher festgelegten Zeit (à 30 Sekunden, mit Stoppuhr) können nun andere Redebeiträge versuchen, die Zustimmung aller zu erlangen. Am Ende wird abgestimmt.

Am besten funktioniert diese Übung, wenn sie nicht allzu ernst genommen wird, sondern eher als Training der Debatte gesehen wird.

»Der Wunsch«

In Kleingruppen (dieselben oder neu gemischt) werden eigene Wünsche und Forderungen diskutiert. Hierbei geht es vor allem um die aktuelle Situation und Lebenswelt der Schüler^{wmd}. Dazu gibt es folgende Fragen:

Was kann bleiben? Was soll aufhören? Was soll werden?

Jede Kleingruppe findet jeweils einen Satz, der dann mit einer gemeinsamen szenischen Aktion der Gruppe präsentiert wird.

2. Übungen zur Wahrnehmung

»Stehen Sitzen Liegen«

Alle bewegen sich durch den Raum, gern auch mit Musik. Dabei gibt der Spielleiter^{mwd} verschiedene Tempi vor (von 1 bis 10). Nun folgt die Aufgabe, dass eine Person der Gruppe steht – nur eine. Wenn die Person losläuft, bleibt sofort jemand anders stehen. Wenn jemand anderes stehenbleibt, läuft die Person, die zuvor gestanden hat, los. Es gibt keine Reihenfolge, sondern es geht um Aufmerksamkeit für die Gruppe und jeden Einzelnen darin. Es geht auch darum, in die Aktion zu kommen und Verantwortung zu übernehmen. Die Übung wird in verschiedenen Tempi durchgeführt.

Als Fortsetzung steht eine Person, eine sitzt, eine liegt. Die Wechsel sind stetig und fortwährend.

Als weitere Fortsetzung können die sich ergebenden Situationen in kleine Spielsituationen übergehen. Der Spielleiter^{wdm} kann auch ein »Freeze« – Aufruf hereingeben, so dass alle kurz anhalten und die Situation wahrnehmen, bevor es wieder weitergeht.

»Freund^{wmd} und Feind^{wmd}«

Alle bewegen sich durch den Raum. Jeder sucht sich im Geheimen eine Person aus, die »Freund^{wmd}« ist und eine, die »Feind^{wmd}« ist. Im Raumlauf zu Musik begegnet jede einem Wohlgesinnten^{mwd} und einem Ablehnenden^{wmd}. Gleichzeitig werden alle genau beobachtet, um die eigenen »Freunde^{wmd}« und »Feinde^{wmd}« herauszufinden. Am Ende des Liedes rät jeder, wer geheimer »Freund^{wmd}«, wer »Feind^{wmd}« war.

Woran habt ihr gemerkt, wer euch ablehnte bzw. mochte?

Was hat es mit eurer Perspektive gemacht, wenn ihr beschlossen habt, jemanden als »Feind^{wmd}« oder »Freund^{wmd}« zu benennen. (Anmerkung: ggf. können auch die Aktionen »verfolgen« und »flüchten« als Aufgaben gegeben werden.)

»Der Schwarm«

Vorübung: Alle sitzen in einem Stuhlkreis und versuchen gleichzeitig gemeinsam aufzustehen. Erst führt eine Person an, alle anderen versuchen möglichst schnell zu folgen. Danach versucht die Gruppe einen zeitgleichen gemeinsamen Impuls zum Aufstehen zu finden. Es gibt weder Zeichen noch Verabredungen.

Übung: Die Gruppe entscheidet sich für einen Bewegungsmodus. Alle führen den gleichzeitig und gleichmäßig aus, wie ein Schwarm. Nun bewegt sich dieser Schwarm durch den Raum. Er probiert verschiedene Tempi, Bewegungsrichtungen und Handlungen. Wichtig ist die Gleichzeitigkeit. Es kann auch erst geübt werden, dass jemand aus der Gruppe den Schwarm führt. Danach kann die Führung immer wieder wechseln. Ziel ist es, dass »der Schwarm« sich selbst führt und die Wechsel entstehen lässt. Der Schwarm darf sich umformatieren.

Für Fortgeschrittene darf sich der Schwarm spalten und wieder zusammenkommen. Es dürfen plötzliche Impulse vorkommen. Nachträglich kann besprochen werden, was die Erfahrungen, die Herausforderungen und die Überraschungen der Übung waren.

»Allein und Viele«

Hier stehen sich eine einzelne Person und eine Gruppe gegenüber. Es geht um die individuelle Erfahrung und die von Vielen.

Eine Person kündigt eine Handlung an und führt sie aus. (z.B. »Ich wackele mit dem Fuß.«) Danach antwortet die ganze Gruppe mit der gemeinschaftlichen Handlung und führt sie aus (z.B. »Wir wackeln mit dem Fuß.«) Eine nächste Person kündigt eine Handlung an, die von der Gruppe wiederholt wird usw.

Dann kann die Gruppe beginnen (ein Spieler^{mwd} spricht die Idee aus.), die einzelne Person folgt.

Dann kann sich ein Dialog von einem Einzelnen und einer Gruppe in immer neuen Aktionen entwickeln. Es geht dabei um einen Prozess, der Schritt für Schritt stattfindet.

In der Auswertung kann besprochen werden, was die Besonderheiten der Einzelposition, was der Gruppe war.

»Status – Begegnungen«

Zuerst sammelt die Gruppe Beobachtungen von Hochstatus und Tiefstatus in der Gesellschaft. Wie sieht man Menschen an, ob sie Macht ausstrahlen oder nicht? Welche Körperhaltungen oder Positionen im Raum unterscheiden sich? Welche Emotionen gehen damit einher?

Die Beobachtungen können im Kreis nachgeahmt werden. Dann laufen die Spieler^{wmd} durch den Kreis, wobei jeweils eine Person um Hochstatus, eine im Tiefstatus sich begegnen.

Danach begegnen sich 2 Spieler^{wmd} im Tiefstatus, 2 im Hochstatus - und 2 Spieler^{mwd}, deren Status sich in der Mitte des Kreises austauscht. Die Ansagen dazu kommen vom Spielleiter^{wmd}.

Auch hier werden am Ende kurz die Erfahrungen ausgetauscht:

Was führt dazu in einer Spielsituation dazu, dass ein Status eingenommen wird?

Was führt dazu, dass sich ein Status ändert?

3. Szenische Übungen zu Zitaten

»Historienbilder«

Eine Reihe von Zitaten wird aus dem Textbuch ausgewählt. In Kleingruppen (3-6 Teilnehmer^{wmd}) werden dann zu 3 Zitaten jeweils ein Statuen-Bild erarbeitet (Vorbereitungszeit: ca. 10 min).

Alle Statuen-Bilder werden im Anschluss vor allen präsentiert. Die Zitate werden mitgesprochen.

Tipp: Die Präsentation kann auch mit einem als Vorhang verwendeten Tuch geschehen.

»Kleine Szenen«

Die Zitate bilden die Grundlage für kleine Szenen von 1-3 Minuten Länge. Hierfür entscheidet die Gruppe, von wem der Satz gesprochen wird/ für wen der Satz gesprochen wird/ warum bzw. mit welcher Absicht der Satz gesprochen wird/ mit welcher Emotion/ und mit welchem Gestus.

Die Szene kann sich inhaltlich am Theaterstück orientieren oder auch ganz frei erfunden sein. Sätze können dazu erfunden werden.

»Variationen«

Versucht, für einen Satz aus dem Stück unterschiedliche Motivationen und Rollen zu finden. Wie spricht ein Bauer den Satz, wie ein König, wie ein Soldat - bzw. wie ein Manager, ein Bettler, ein Modezar?

Liegt die Wahrheit in dem, was gesagt wird oder auch wie?

Wie verändert sich eure Sicht auf den Satz beim Wechsel der Perspektive?

3.1 Zitate

»Entweder hat Gott die Welt geschaffen oder nicht.« (Payne)

»Halten Sie die Welt für vollkommen?« (Payne)

»Ihr könntet einen noch in die Lüge verliebt machen.« (Danton)

»Die Revolution muss aufhören und die Republik muß anfangen.« (Hérault-Séchelles)

»Jeder muss sich geltend machen und seine Natur durchsetzen können.« (Hérault-Séchelles)

»Wir sind alle Narren, es hat keiner das Recht, einem anderen seine eigentümliche Narrheit aufzudrängen.« (Hérault-Séchelles)

»Jeder muss in seiner Art genießen können, jedoch so, dass keiner auf Unkosten eines anderen genießen oder ihn in seinem eigentümlichen Genuss stören darf.« (Hérault-Séchelles)

»Ich werde, du wirst, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben!« (Danton)

»Wer soll denn all die schönen Dinge ins Werk setzen?« (Danton)

»Die Statue der Freiheit ist noch nicht gegossen, der Ofen glüht, wir alle können uns noch die Finger dabei verbrennen.« (Danton)

»Glaubt ihr, er könnte die Finger davon lassen, wenn es zum Handeln kommt?« (Camille)

»Es gibt hier keine Herren!« (Bürger)

»Unser Leben ist ein Mord durch Arbeit; wir hängen sechzig Jahre lang am Strick und zappeln, aber wir werden uns losschreien.« (Jemand)

»Die Unterdrücker der Menschheit bestrafen, ist Gnade; ihnen verzeihen, ist Barbarei.« (Robespierre)

»Wir sind das Volk und wir wollen, dass kein Gesetz sei; ergo ist dieser Wille das Gesetz.« (Bürger)

»Das Volk ist wie ein Kind, es muss alles zerbrechen, um zu sehen, was darin steckt.« (Danton)

»Die Sünde ist im Gedanken. Ob der Gedanke Tat wird, ob ihn der Körper nachspiele, das ist Zufall.«
(Robespierre)

»Wer in einer Masse, die vorwärts drängt, stehen bleibt, leistet so gut Widerstand, als träte er ihr entgegen.« (Robespierre)

»Wir haben nicht die Revolution, sondern die Revolution hat uns gemacht.« (Danton)

QUELLENANGABEN (Stand 28.02.2025)

2.1 Briefwechsel Georg Büchners, S. 4

<https://www.projekt-gutenberg.org/buechner/briefe1/chap005.html>

3.1 Interview mit der Regisseurin Johanna Schall: Roman Kupisch, S. 7

4. Interview mit der Bühnen- und Kostümbildnerin Sofia Mazzoni: Claudia Tost, S. 8

3. Der Vordenker der Französischen Revolution, S. 16

<https://www.deutschlandfunk.de/vordenker-der-franzoesischen-revolution-100.html>

3.1 Freiheit, Verantwortung, direkte Demokratie: Zur Relevanz von Rousseau heute, S. 17

<https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/148224/freiheit-verantwortung-direkte-demokratie-zur-relevanz-von-rousseau-heute/>

4. Die historische Figur Danton, S. 18

<https://www.deutschlandfunkkultur.de/hinrichtung-von-georges-danton-der-revolutionaer-als-opfer-100.html>

5. Zur politischen Theorie des Feminismus: Die Deklaration der Rechte der Frau und Bürgerin von 1791, S. 20

www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/archiv/530689/zur-politischen-theorie-des-feminismus-die-deklaration-der-rechte-der-frau-und-buergerin-von-1791/

5.1 Die Frauenfeindlichkeit der Aufklärung, S. 20

www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/archiv/530689/zur-politischen-theorie-des-feminismus-die-deklaration-der-rechte-der-frau-und-buergerin-von-1791/

6.1 Vom Gesellschaftsvertrag, S. 22

Jean- Jaques Rousseau: Vom Gesellschaftsvertrag (1762); Reclam 2020, S. 5-12

6.2 Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden – Heinrich von Kleist, S. 23

www.projekt-gutenberg.org/kleist/gedanken/gedanken.html

6.3 Revolution und Freiheit, S. 24

»Revolution und Freiheit« aus: »Zwischen Vergangenheit und Zukunft - Übungen im politischen Denken 1«, Hannah Arendt, Ursula Lutz (Hrsg.), Piper Verlag 2025, S. 227ff.

6.4 Vortrag von Albert Camus an der Columbia University in New York, S. 27

Albert Camus: Vorträge und Reden 1937–1958, aus dem Französischen von Andreas Fließner, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 2021

6.5 Occupy Wallstreet – Spontaneität und Organisation, S. 28

www.rosalux.de/publikation/id/6622/eine-kurze-geschichte-von-occupy-wall-street

Bilder S. 9, 11, 17

© picture-alliance/dpa

© akg

Fotos Nilz Böhme

IMPRESSUM

DANTONS TOD: Theaterpädagogisches Begleitmaterial für Lehrkräfte

Theater der Altmark: Spielzeit 2024/2025

Intendanz: Dorotty Szalma

Redaktion: Claudia Tost